Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Die Neue Welt

Zur Urs Bitterlis Geschichte der Entdeckung Amerikas

Urs Bitterli, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Zürich, breitet die Geschichte der Entdeckung Amerikas vor dem Leser aus als dreihundertjährigen historischen Prozess von faszinierender Vielfalt: voller Spannung immer wieder die Ereignisgeschichte der grossen Reisen von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, staunenswert, erschütternd und auch entlarvend; Entdeckung und Kolonisation als vielfach verschlungene Vorgänge in der Neuen Welt selber, die indessen bis zur Abnabelung des Südens wie des Nordens von den Mutterländern durch deren europäische Interessen und Verstrickungen in Erfolg und Versagen entscheidend mitbestimmt wurden; dreihundert Jahre Wirtschaftsgeschichte sodann, gekennzeichnet einerseits durch die hartnäckige und im ganzen trügerische Hoffnung auf künftige Finanzierung aller Politik durch verheissene Bodenschätze, anderseits durch die Entstehung völlig anderer wirtschaftlicher Bedingungen [1].

Im geschichtlichen Augenblick aber, da Bitterlis Bericht endet, da also der Doppelkontinent Amerika zumeist noch von weltmachtpolitischer Verflechtung frei ist, will uns in der Präsentation des Autors die kulturgeschichtliche Ausbeute von Entdeckung und Kolonisation als die beeindruckendste erscheinen: Gelingen und Katastrophen in der Begegnung der Völker und Religionen, die Fortschritte von ehernen Irrtümern zu sicherem Wissen im weiten Feld der Natur- wie der Geisteswissenschaften und schliesslich die erhellende Spiegelung all dieser Entwicklungen und Abläufe in den Reiseberichten vom Spätmittelalter bis zur Aufklärung.

Entdecken, erobern, erkunden

«Entdecken, erobern, erkunden» werden zur Einführung als die Aktivitäten vorgestellt, die zusammen erst die Grundlage abgeben für die Kolonisation, ja eigentlich, so wird am Ende der Geschichte deutlich, für die Gestaltung einer in mancher Hinsicht in der Tat «Neuen Welt». Ihr Werden ersteht vor uns in einem mächtigen Gemälde, in dem die grossen Westfahrer, die, wie Kolumbus selber, zu allererst auch zu grossen Duldern und in ihrer Leistung lange Verkannten wurden, deutlich dominieren. Um sie herum versammelt der Autor im gleichen Rang die schillernden Gestalten der Konquistadoren, bewundert in der kolonisatorischen Leistung und zugleich von bestürzender Brutalität, die vielen Vorläufer sodann, ohne die manch grosse Fahrt nicht möglich geworden wäre, die wagemutigen Erkunder, die auf eigene Faust und Gefahr mit ihrer Glückssuche den grossen Unternehmungen Wege und Umwege ins Unbekannte in Nord und Süd erschlossen. Zahlreich, mit weniger Aplomb zwar, aber in ihrem Wirken auf Zeit keineswegs als Staffage, bevölkern die Missionare beider Bekenntnisse die Szene.

Ihnen war zwar die mit ihrer geistlichen und weltlichen Oberen allerhöchstem Wunsch und Segen zu betreibende Christianisierung der «Wilden» die Hauptsache, aber gelegentlich nicht der zukunftsträchtigste Dienst, den sie den Einheimischen leisteten. Und all diesen Handelnden folgen mit Feder und Pinsel die Verfasser der Reiseberichte, die Schöpfer neuer Atlanten und die Forschungsreisenden, ohne deren Akribie, Wissensdurst und Phantasie die Entdeckungsgeschichte und insbesondere Bitterlis Buch nie hätten geschrieben werden können.

Des Autors Unterfangen, die unabsehbare Stoffülle in packender Anschaulichkeit darzubieten, die vielen Handlungsstränge einzeln verfolgend und wieder verbindend, dem Leser bei wohltuenden Zwischenhalten in der Erzählung «synoptische» Rückblicke gewährend, Taten und Schicksale sorgfältig und sachbezogen, aber dennoch nicht ohne Anteilnahme vergleichend, diese historiographische Leistung nötigt nicht nur dem interessierten Laien, sondern gewiss auch dem Fachgelehrten hohen Respekt ab.

Der Aufbruch zum grossen Abenteuer

Die Neue Welt ist als geographischer Begriff vorerst und bis zu *Alexander von Humboldt* das Resultat von *«Reisen zur See»* und *«Reisen zu Land»*, und deren Geschichte bildet denn auch die beiden Hauptteile des Buches. Der Aufbruch zum grossen Abenteuer, das ist Christoph Kolumbus. Er weiss von der atlantischen Welt weit weniger als wir Heutigen; was er vor allem kennt, sind Halbwahrheiten, und ausgeliefert ist er monumentalen Irrtümern. Aber das Wissen seiner Zeit erlaubt, an die Reise nach Indien über die Westroute zu glauben, und dem Tatendurstigen muss dies genügen. Man begleitet Kolumbus auf den vier grossen Reisen in die Karibik, in den Golf von Mexiko und an die mittelamerikanischen Küsten, und man lernt bereits das allzu häufige Muster der Völkerbegegnung zwischen Europäern und den Indianern – so hiessen sie ja bis auf weiteres von Feuerland bis zur Hudson-Bay und Alaska – kennen: friedlicher Beginn, wachsendes Misstrauen, Mord und Krieg. Die Schilderung des Aufbruchs endet mit der Würdigung von Leistung und Persönlichkeit des Kolumbus, einer *«Übergangs- und Schwellenfigur»* zwischen Mittelalter und Neuzeit, der bis zuletzt glaubte, nach Asien gefahren zu sein, und dem die Existenz des amerikanischen *«Zwischenkontinents»* unfasslich blieb.

Gewaltig war die Wirkung der Entdeckungen auf die europäische Öffentlichkeit. Sie ermisst sich besonders eindrücklich daran, dass sich von den Drucken, die zwischen 1493 und 1520 den Fahrten des Kolumbus und seinen eigenen Aufzeichnungen gewidmet wurden, zweiundzwanzig in verschiedenen Sprachen erhalten haben.

Erkundung der Küsten

Nach dem Aufbruch führt uns Bitterli zur Erkundung der Küsten, *Mittelamerikas* zuerst und der Amazonasmündung durch *Vespucci* 1494. Die geographisch bedeutendsten Ergebnisse dieser Aktionen erbrachten unzweifelhaft die Fahrten entlang der Nordküste Südamerikas, die klargemacht hatten, dass *«ein neuer Kontinent aufgefunden worden war»*, und der Vorstoss von *Vasco Nuñiez de Balboa* durch die Landenge von Panama zum Pazifik 1513, mit dem die Exi-

stenz eines *«anderen Meeres»* bewiesen war. Erhellend für den erkundungspolitischen Augenblick der Passus, den Bitterli aus dem Werk des italienischen Humanisten *Peter Martyr* von 1516 zitiert. Der Chronist lässt einen Indianer dem Spanier den entscheidenden Hinweis auf das *«andere Meer»* u. a. mit den Worten geben: *«Wenn aber eure Geldgier so gross ist, dass ihr deshalb viele friedliche Völker in Unruhe versetzt, selbst Nöte und Unannehmlichkeit auf euch nehmt und freiwillig aus eurer Heimat in die weite Welt zieht, so will ich euch ein Land zeigen, das Überfluss an Gold hat...»* Und dieser Rat und unzählige andere, mit denen die Erkunder in allen Gegenden Amerikas immer wieder genasführt wurden, führten keineswegs zum vielen Gold, aber sie mehrten dennoch Kenntnisse, aus denen nach und nach das Bild der Neuen Welt entstand.

In ungefähr drei Jahrzehnten hatten zahlreiche glückliche und weniger erfolgreiche Seefahrer die Inseln und Küstenstriche der Karibik und des Golfs erschlossen. Kolonisiert freilich war der Raum noch lange nicht, aber, so Bitterli: *«Es ist offensichtlich, dass sich die spanischen Seefahrer in diesen Gewässern nach kurzer Zeit heimisch fühlten.»* Indessen war auch der Friede zwischen Einheimischen und Erkundern brüchig geworden. Bald wird der Konquistador die beherrschende Figur sein. Der Autor ist um ein kritisch abwägendes Urteil bemüht: sie sind Männer ihrer Zeit, für die es Schmach ist, in Kampf und Gefahr zu versagen, aber keineswegs, Völkermord im kleinen und bald im grossen zu begehen.

Die Erkundung Südamerikas ist schon von den Distanzen her ein viel weitergespanntes Unternehmen als diejenige Mittelamerikas. Aber auch die Ereignisgeschichte ist vielfältiger und bunter, reicher an seemännischen und militärischen Wagnissen und Katastrophen. Die Dichte des Geschehens legt dem Autor Beschränkung nahe, gebietet aber auch, die Überschneidungen der Reisen, nun im Auftrag einer Mehrzahl von Regierungen veranlasst, zu entwirren und die zukunftsträchtigsten herauszuheben. Wem gebühren die Kronen? *Amerigo Vespucci,* dem es gelang, in Auswertung seiner in der Tat imponierenden Leistung den Kontinent schliesslich mit seinem Namen benannt zu sehen – der Autor geht der Genesis dieser «Taufe» mit angemessener Akribie nach –, oder *Pedro Alvares Cabral,* der von seinem Auftrag, für Portugal in Indien einzukaufen, von der afrikanischen Küste abgetrieben irrtümlicherweise nach Brasilien gelangte und uns dank seinem Sekretär als kultivierter Erkunder der Küsten und von Land und Leuten Brasiliens bekannt geworden ist, oder eben dem Mann, der das spektakulärste Abenteuer bestand, die Umsegelung des Kaps, *Fernando de Magellan?* Bitterli muss einiges offen lassen, das aus den immer ausführlicheren, aber oft widersprüchlichen Reiseberichten nicht zu klären ist.

Nicht frei von der Hoffnung auf matieriellen Gewinn, aber weniger stürmisch vollzieht sich die *Erkundung des amerikanischen Nordens,* der ja nicht neu zu entdecken war. Das Buch berichtet über den letzten Stand unseres Wissens von den eigentlichen Entdeckungen um Jahrhunderte vor Kolumbus. Zu seiner Zeit aber brachen Seefahrer von England, später von Holland und Frankreich aus nach Neufundland auf, von Spanien aus in den Süden des nördlichen Subkontinents. Die grossen Erkunder heissen hier z. B. *John Cabot,* der Neufundland gründlich bekanntmachte, *Giovanni da Verrazano,* der im Auftrag

Franz I. von Frankreich von Cape Fear, fast tausend Kilometer südlich New Yorks, die Küste nach Neuschottland hinauf segelte, *Hudson,* dessen Zielräume seinen Namen tragen, *John Smith,* der Erkunder Virginias, und *Jacques Cartier,* der Entdecker des St. Lorenzstroms. Die ruhigere Kadenz der Aktivitäten im Halbjahrhundert nach Kolumbus erhellt der Autor überzeugend: Die Gründe waren machtpolitische Rücksichten in Paris und London, kein manischer Drang nach Indien, wenngleich die Hoffnung, über eine Nordwestpassage nach China zu gelangen, immer mitschwingt, besonders aber geschäftlicher Realitätssinn bei den Geldgebern im nördlichen Europa. Politische und mentalitätsbedingte Ursachen für die Besonderheit der Reisetätigkeit im Norden werden deutlich: Pelzhandel und Fischfang sind in dieser Phase wichtiger als weiträumige Eroberung.

Vorstoss ins Landesinnere

Die *«Reisen zu Land»* bedeuten nach der Erkundung der Küsten, ins Landesinnere vorzustossen. Die Expeditionen folgten sich in steigender Kadenz, von immer zahlreicheren staatlichen und privaten Trägern veranlasst und nun bald einmal auf der ganzen Länge des Doppelkontinents und von Mittelamerika nach Süden und Norden ansetzend. Und wiederum: diese verwirrende Vielfalt des Stoffes historiographisch zu bewältigen, bedeutete eine aussergewöhnliche methodische und formale Aufgabe. Entdeckung und eigentliches Werden der Neuen Welt darzustellen, erfordert zwar überlegte Stoffauswahl, verbietet aber thematische Einengung, z. B. auf das Politisch-militärische oder Vernachlässigung von Geschehnissen, die vielleicht nicht als Ganzes von allgemeinem Interesse, aber wissenschaftlich von epochaler Bedeutung waren. Beträchtliche Breite der Stoffauslegung ist unerlässlich, die Versuchung des Ausuferns deshalb gross. Bitterli begegnet der Gefahr weitgehend durch eine straffe geographische Gliederung des Stoffes, was indessen gelegentliche zeitliche Rückblenden und Vorgriffe in der Erzählung nötig machte. Der Stoffülle zum Trotz erhalten so die Höhepunkte des Geschehens gebührendes Relief und bleiben im Gedächtnis des Lesers haften. Die nötige Distanziertheit beachtend, vermag Bitterlis Darstellung dieser besonders dramatischen, für die Europäer allzuoft auch beschämenden Hauptstücke zu fesseln.

Jetzt nämlich geht es nicht mehr um Erkundung, sondern um handfeste und rücksichtslose Eroberung als *«Auftragsarbeit»* von Kaiser, Königen und Reichtümer hortenden Kaufleuten wie den Welsern. In der Eroberung *Mittelamerikas* war als Hauptstück des Cortés Zerstörung des Aztekenreiches zu schildern, ein in militärischer, politischer und menschlicher Hinsicht gleich gewichtiges Ereignis. Unser Schulbuchurteil über den Fall bedarf der Differenzierung namentlich auch in bezug auf Persönlichkeit und Verhalten des Cortés. Zuverlässig berichten Chronisten, dass die Soldateska, als sie, von Goldgier besessen und der Führung entglitten, zu morden und brennen begann, von Cortés erfolglos *«getadelt und ermahnt»* worden sei. An den Kaiser schrieb er: *«So gross war das Wehgeschrei der Frauen und Kinder, dass es unter uns niemanden gab, dessen Herz dabei nicht geblutet hätte.»*

Die Vorstösse nach *Südamerika* führten von Norden zuerst in die Andenlän-

der Ecuador und Peru, dann nach Bolivien und Chile, später von Brasilien und Argentinien nach Westen, und schliesslich war auch Patagonien auf seinen «Nutzen» – so ein Chronist – für die Europäer hin zu untersuchen. Der Zerstörung des Aztekenreichs in Mittelamerika entspricht im Süden der jahrelange Vernichtungskrieg gegen das Inkareich, geführt und getragen vom Clan der *Pizarros,* deren Streben und Handeln nun freilich von durchaus brutalem Zuschnitt war. Staunenswerte Marschstrapazen brachten grössere und auch kleine Konquistadorentruppen durch Hitze und Eis, durch Sümpfe und Wüsteneien in beinahe alle Ecken und Enden des Subkontinents. Über die vielleicht faszinierendste dieser Expeditionen, die Fahrt des *Francisco de Orellana* 1541/42 von Quito ins Quellgebiet des Amazonas, zu dessen Mündung und der Nordküste entlang nach Venezuela erhalten wir einen höchst eindrücklichen Bericht eines mitreisenden Feldgeistlichen über die fast ununterbrochene Lebensgefahr für die Mannschaft in Strömungen, in denen *«das eine Wasser mit dem andern kämpfte»* und die Strudel das Schiff *«zwischen Massen von Treibholz hindurch von einer Seite zur andern trieben».*

Bitterlis Buch hat auch hartnäckige Legenden zu widerlegen, so diejenige von einem angeblichen Amazonenvolk in den riesigen Räumen am Strom, den man gar nach dem Phantom benannte, und endlich diejenige von Eldorado, das nirgendwo den Vorstellungen über seinen sagenhaften Reichtum auch nur annähernd entsprach. Immerhin vermochten die Edelmetallvorkommen von Minas Gerais im Norden des heutigen Belo Horizonte am Ende des 17. Jahrhunderts einen Goldrausch auszulösen, mit allen üblen Begleiterscheinungen und wenig dauerhaftem Gewinn weder für das Mutterland noch für das spätere Land Brasilien. Berichtigt werden auch Ansichten über die Ordensmissionen, die heute weithin in zweifelhaftem Licht stehen. Sowohl der berühmte Franziskanerpater *Fritz* wie der spanische Jesuit *Acuña* und ihre Orden brachten den Indianern nicht nur ein für diese schwer zu fassendes Christentum, sondern manche echte Hilfe gegen die Sklavenhaltermethoden der Konquistadoren.

Mittelamerika war im Lauf einer Generation erobert worden, in Südamerika dauerte der Prozess zweihunderfünfzig Jahre, bis weit in die Aufklärung hinein. Entsprechend ergeben denn auch die Reiseberichte aus den späteren Zeiten eine spannende wissenschaftliche Ernte, in der die Blüten einer üppigen Phantasie zurücktreten hinter die aufmerksame, kühle Schilderung, nicht ohne utilitaristische Wertungen im Stile der Zeit, so etwa im Bericht des englischen Jesuiten *Falkner* 1725 über die Flusssysteme des Rio Colorado und Rio Negro, von dem Bitterli schreibt: «(...) *er hütet sich vor der Propagierung hochgespannter Kolonisationsprojekte».* Stattdessen empfiehlt Falkner der *«englischen Nation»,* im Mündungsgebiet des Rio Negro einen maritimen Stützpunkt zu schaffen, und schliesst mit der strategischen Überlegung: *«Wenn eine Nation darauf verfiele, dieses Land zu bevölkern, so würde dies für die Spanier die Ursache einer beständigen Unruhe sein.»*

Entdeckung, Eroberung und Kolonisation *Nordamerikas* weisen gegenüber dem Süden Unterschiede auf, die die Andersartigkeit der Neuen Welt nördlich des dreissigsten Breitengrades in unserer Zeit mitbegründen. Rund drei Jahrhunderte konkurrieren hier drei

Grossmächte auf eigene Weise um die Vorherrschaft. Sie fiel schliesslich, nachdem Spanien, während anderthalb Jahrhunderten im Südwesten verankert, seine Stützpunkte an Frankreich verloren hatte, in einem jahrelangen Krieg gegen die Franzosen nach der Mitte des 18. Jahrhunderts an die Engländer. Der vierte Beteiligte, Russland, an der nordwestlichen Pazifikküste eine Zeitlang im Zustand der Spannung mit den von Süden vorstossenden Spaniern, wurde zwar nie ein Kontrahent im Kampf um die Macht auf dem Kontinent, trug aber zur Erforschung des Küstenverlaufs und damit der Kontinentgrenzen im hohen Nordwesten wesentlich bei.

Für die Geschichtsschreibung gilt im Norden wohl noch in höherem Grade, was für Südamerika zu sagen war: zeitliches und geographisches Ineinandergreifen und Überlappen der Reise- und Kolonisationstätigkeiten mussten entflochten und entwirrt werden; bedeutender aber als für Südamerika waren die Zusammenhänge der überseeischen Geschichte mit derjenigen der Mutterländer. Der Autor löst das Problem wiederum, indem er die Darstellung nach Aktionsräumen gliedert. Er unterscheidet den Süden, den Raum *«St. Lorenzstrom und Grosse Seen»*, das Mississippigebiet, Ostküste-Appalachen und westliches Hinterland, den Nordwesten Kanadas und die Pazifikküste.

Jedes dieser Gebiete verdankt seine Erforschung, Besiedelung und Beschreibung wie in Mittel- und Südamerika hervorstechenden *«Expeditionsleitern»* und Berichterstattern, deren Leistung indessen massgebender als im Süden von Einzelgängern, sogenannten *«Waldläufern»*, namentlich im Norden und Nordwesten vorbereitet und ergänzt wurde. Über sie vor allem hat der Autor fesselnde Geschichten zu erzählen, z. B. über die entdeckungsgeschichtlich bedeutsamen Unternehmungen von *Jean Nicollet*, der zwischen 1630 und 1640 im Raum der Grossen Seen agierte, mit den Indianern auf fruchtbare Weise zu verhandeln verstand – und den Weg nach China suchte! Weniger auf Gold war man im Norden aus als auf die Entdeckung einer *«Nordwestpassage»*, die das Ziel sowohl der Franzosen wie der Engländer von kanadischen Stützpunkten aus blieb, bis gesicherte Kenntnisse über Möglichkeiten und damalige Unmöglichkeiten solcher Wegfindung schliesslich durch *Alexander Mackenzie* um 1790 erbracht wurden. Die Führer von organisierten Expeditionen wie die *«Waldläufer»* standen mit den Indianern zumeist in andersartigen Kontakten, als dies im Süden der Fall war. Die Eingeborenen wurden in diesen Zeiten nicht wie im Süden versklavt, sie waren Partner oder Gegner, oft Verbündete der Entdecker und Kolonisatoren gegen andere Eingeborenenstämme oder auch europäische Konkurrenten. Den im Vergleich zum Süden wesentlich anderen Charakter der nördlichen Neuen Welt gestalteten vorab die Engländer, die nicht als Konquistadoren kamen, sondern eher gemächlich, das Land urbarisierend und von Ost nach West durchdringend, das Errungene dann zäh verteidigend und ausbauend, diese Welt zu besitzen und zu formen verstanden. Aber dass ihnen die Ehrfurcht vor der Schöpfung, die ihnen und allen andern Europäern die Indianer vorlebten, fremd war und dass sie durch rücksichtslose Jagd und Rodung dem Land Gewalt antaten, bewog kritische Forschungsreisende schon um die Wende zum 19. Jahrhundert zu beinahe prophetisch anmutenden Berichten über solche ökologischen Sünden.

Abschluss und Neubeginn

Die Geschichte der Reisen zu Land beendet der Autor mit einer Gesamtschau des verarbeiteten, monumentalen Stoffes, die der Leser nach der nicht geringen Lektüreleistung wohl verdient hat, und der das Lob «meisterhaft» gebührt. Ihr folgt zum Schluss des gesamten Werkes eine Darstellung der Reisen Alexander von Humboldts und eine Würdigung von Persönlichkeit und Werk des Forschers *«im Bewusstsein, dass in der Gestalt dieses Amerikareisenden Abschluss und Neubeginn einer Epoche am eindruckvollsten sichtbar werden»*. Humboldt empfand sich selber *«in jeder Hinsicht als ein Kind der Neuzeit»*, einen Mann der Aufklärung, deren Geist sich in den Werken über seine Reisen sozusagen artrein zu erkennen gibt. Besonders überzeugend etwa in einer Schilderung der Landschaft um den Zusammenfluss von Apure und Orinoko: *«Der Horizont war von einem Waldgürtel begrenzt, aber nirgends traten die Wälder bis ans Strombett vor. Breite, beständig der Sonnenglut ausgesetzte Ufer, kahl und dürr wie der Meeresstrand, gleichen infolge der Luftspiegelung von weitem Lachen stehenden Wassers. Diese sandigen Ufer verwischten vielmehr die Grenzen des Stromes, statt sie für das Auge festzustellen (...) Diese zerstreuten Landschaftszüge, dieses Gepräge von Einsamkeit und Grossartigkeit kennzeichnen den Lauf des Orinoko, eines der gewaltigsten Stürme der neuen Welt.»* So stimmt man dem Autor zu, wenn er dem grossen Reisenden eine deutliche *«Neigung zum Epischen»*, aber zudem in der Forschung die *«Exaktheit und nie erlahmende Sorgfalt»* attestiert, die den *«Empiriker im Sinne der Aufklärung»* kennzeichnen.

Mit seinem Werk erhielten die Reiseberichte, die seit Kolumbus den Europäern die Entdeckung und Eroberung des Erdteils und schliesslich seine Entwicklung zur eigenständigen Neuen Welt bekanntgemacht hatten, ihren krönenden Abschluss.

Afred Wyser

[1] Urs Bitterli, Die Entdeckung Amerikas, von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, C. H. Beck, München 1991.

Zwischenbilanz

Über Günter de Bruyns «Jugend in Berlin»

«Mit achtzig gedenke ich, Bilanz über mein Leben zu ziehen; die Zwischenbilanz, die ich mit sechzig beginne, soll eine Vorübung sein: ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion. Nachdem ich in Romanen und Erzählungen lange um mein Leben herumgeschrieben habe, versuche ich jetzt, es direkt darzustellen, unverschönt, unüberhöht, unmaskiert. Der berufsmässige Lügner übt, die Wahrheit zu sagen. Er verspricht, was er sagt, ehrlich zu sagen; alles zu sagen, verspricht er nicht.»

Günter de Bruyn, der da, kaum dass er sich vorgenommen hat, das Ich-Sagen zu trainieren, sogleich wieder in die di-

stanzierende dritte Person verfällt, hat nach seinem ersten Roman *«Der Hohlweg»* (1963) tatsächlich nur noch *«um sein Leben herumgeschrieben»*, dabei aber, was um sein eigenes Leben herum geschah, mit milder Ironie erzählt: die Realität des Existierens in der DDR. Und so hat er auch deren Versinken in verschiedenen Aufsätzen[1] klug kommentiert, fern von jenem neuen Gebräu, das aus westlicher Arroganz und östlicher Bunkermentalität zu entstehen droht: DDR-Nostalgie.

Da ist gerade rechtzeitig Günter de Bruyns *«Zwischenbilanz»* erschienen, die zum Lehrbuch werden könnte für einen zwar wenig spektakulären, aber wahrhaftigen Umgang mit der eigenen Geschichte: *«Zwischenbilanz»* erzählt vor allem von de Bruyns Erfahrungen im «Dritten Reich» und den ersten Jahren in der DDR, deren Entwicklung er schon bald als Fortsetzung eines falschen Wegs empfunden hat[2]. Verständlich, denn die beiden Stichworte, die Günter de Bruyns Verhältnis zur Welt charakterisieren, als er die Erfahrung des «Dritten Reichs» hinter sich hat, sind Wachsamkeit und Skepsis. Nie werden sie in diesem Buch als Programm verkündet; aber zunehmend wurden sie als Witterhaare gegen die Zeit gerichtet.

Nach der Niederlage von Stalingrad Anfang 1943 wird der sechzehnjährige Günter erst Flakhelfer, dann Soldat. Noch war der Kopf nicht ausgebildet, das nationalsozialistische System kritisch zu werten; aber de Bruyns Temperament sträubt sich dagegen, entzieht sich seinem Zugriff emotional. Ein Hauch vom listigen Soldaten Schwejk durchzieht seine Erinnerungen an den Krieg, aber nie stilisiert sich de Bruyn als ein Schwejk. Überhaupt macht das die grundlegende Qualität dieser Erinnerungsarbeit aus: die Abwesenheit von jeglicher Stilisierung, jeglicher Besserwisserei, von jeder Überheblichkeit. Noch dort, wo Günter de Bruyn von seinem Sprachverlust durch eine erhebliche Verwundung berichtet, fehlt jede Dramatisierung. Weshalb dieses Buch, das ja keineswegs ohne Emotion geschrieben ist, um so authentischer wirkt, je stärker die durch historisches, also nachträgliches Wissen getränkte Erwartungshaltung des Lesers vom neutralen, distanziert berichtenden Autor enttäuscht wird – da trumpft keiner auf, der es schon immer gewusst haben will. Im Gegenteil: Er stellt sich in seiner Ahnungslosigkeit dar:

«Allesamt waren wir politische Analphabeten, und ich war in dieser Hinsicht der Dümmste von ihnen, denn mein Interesse an Politik war gering. Mein Grundsatz war lediglich: was gewesen war, sollte nicht wiederkommen, und darunter verstand ich vor allem, dass keine Zwangsorganisation mehr mein Leben bestimmen durfte, am wenigsten Militär. Darüber hinaus machte ich mir über die Zukunft der Deutschen keine Gedanken. Ich wollte auf eigne Verantwortung leben und von jeglicher Ordnung, wenn sie schon sein musste, in Ruhe gelassen werden.»

Da war das «Dritte Reich» schon zu Ende. Und es dauerte gar nicht so lange, bis für die Bewohner der sowjetischen Besatzungszone das Nachkriegs-Chaos, das ja vorderhand erst auch einmal Freiheit bedeutete, zu einer neuen Diktatur sich ordnete. Noch war das freilich nicht abzusehen. De Bruyn, nachdem er von seiner Verwundung genesen war und auch wieder zur Sprache gefunden hatte, zog mit Vertriebenen-Trecks aus dem immer kleiner werdenden deutschen Osten erst in den Süden, um dann allein über Hessen und Niedersachsen und durch den Harz zurück nach Berlin zu

finden, quer durch die sowjetische Besatzungszone. Schon entstanden ja die Grenzen, die bald immer undurchlässiger wurden.

Und auch die neuen Obrigkeiten entstanden. Und mit ihnen machte sich erneut die Lüge breit als Grundlage des neuen, eigenen Staates, der Deutschen Demokratischen Republik: Sie war von Anfang an infiziert von einer Verlogenheit, die zum Beispiel den Antifaschismus missbrauchte, indem sie ihn funktionalisierte, um in seinem Namen eine Erziehungsdiktatur zu errichten. Nicht die Lüge wurde abgeschafft, sondern bloss die Inhalte der Lüge wurden verändert.

Die Erfahrungen im «Dritten Reich» und das Erlebnis des Krieges hatten bei Günter de Bruyn einstweilen den Rückzug auf sich selbst bewirkt: Er wollte *«auf eigene Verantwortung»* leben. Dieser Egoismus hatte eine immunisierende Wirkung, die, wie de Bruyn schreibt, noch bestärkt wurde von seiner politischen Ahnungslosigkeit.

Diese Einstellung prädestinierte ihn nicht gerade dazu, Erzieher im neuen Staate zu werden; dennoch absolvierte Günter de Bruyn, weil es die einzige Möglichkeit war, damals zu überleben, in Potsdam einen Neulehrerkurs. Als unsicherer Kantonist, als der ihn die Leitungsorgane schon bald erkannten, weil er weder der KPD noch später der SED beitreten wollte, wurde er an eine Schule *«ins ferne Westhavelland (geschickt), in ein Dorf ohne Bahnstation, weit weg von Berlin»*.

Dort endet diese Zwischenbilanz Günter de Bruyns, zu einer Zeit und an einem Ort, an dem noch nichts entschieden zu sein schien, da viele aber noch Hoffnung hegten, die westlichen Besatzungsmächte würden nicht nur Berlin, sondern auch sein Umland, die Mark Brandenburg, besetzen – zu einer Zeit aber, da Hoffnung auf Wandlung faktisch keine Zukunft mehr hatte.

Das letzte Kapitel dieses ruhig erzählten, in allen Phasen seiner Erzählung wahrhaftigen Buchs heisst *«Rückblick auf Künftiges»*. Darin erklärt Günter de Bruyn die Schwierigkeiten, in denen einer stand, der unter Hitler aufgewachsen war und nun von jenen reglementiert wurde, die Hitler aus dem Lande getrieben hatte – es geht darin sehr grundsätzlich um die Grundlagen der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit der DDR:

«Gehemmt wurde der Widerstandswille auch durch den die Macht adelnden Antifaschismus, den einzigen Bestandteil der verordneten Lehre, der der eigenen Meinung entsprach. Da aber diese Meinung sich bei den meisten von uns erst durch den Krieg und nach Hitler gebildet hatte, fühlten wir uns mehr oder weniger mit Schuld beladen und glaubten den Emigranten und Widerstandskämpfern gegenüber zur Ehrfurcht verpflichtet zu sein: in diesem Punkt war man moralisch erpressbar. Die Kritik an Verblendung und Intoleranz war getrübt vom schlechten Gewissen. Denn die eifernde Schulleiterin hatte unter Hitler im Gefängnis gesessen, der dogmatische und gebildetste der Dozenten war ein Emigrant gewesen – man selbst aber hatte Hitler gedient. Man war also auch in moralischer Hinsicht der Schwächere und wurde es noch mehr durch die ständige Vorsicht, die doch eine Form von Unehrlichkeit war. Dem durch Stärke und Unbeirrbarkeit imponierenden Glauben an die Machbarkeit des schlechthin Vollkommenen setzte man eine Skepsis entgegen, der es, da sie auf Vernunft und Tatsachensinn beruhte, an erhabenen Zukunftsvisionen fehlte und die, da sie sich nicht oder nur kleinlaut zu äussern wagte, etwas Klein-

liches und Hinterhältiges bekam. – Auch wurde der Skeptiker bald zum Aussenseiter.»

Und als der hat Günter de Bruyn dann vierzig Jahre lang die Realität der DDR erfahren. Wovon – hoffentlich nicht erst in 15 Jahren – die Fortsetzung dieses auf unspektakuläre Weise faszinierenden Lebensberichts handeln wird.

Heinz Ludwig Arnold

[1] Günter de Bruyn, Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1991. – [2] Günter de Bruyn, Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1992.

Zur Werkausgabe von Walter Vogt

Walter Vogt gehörte zu den eigenwilligsten Erscheinungen im schweizerischen Literaturbetrieb. Exaltiert war er, aber gleichzeitig angepasst, ironisch distanziert, aber dennoch unermüdlich anteilnehmend am Schicksal der andern. Er war ein Mensch, der sich unverkrampft verschiedene Identitäten überstülpte und sie ausprobierte wie andere Leute fremde Masken und neue Kleider. Am wohlsten war ihm, wenn er sich schwerelos im weiten Feld zwischen Konvention und ihrer Destruktion bewegen konnte. Wie ein Taschenspieler jonglierte er mit anerzogenen, sozialisierten Verhaltens- und Denkmustern, setzte sich über gesicherte Werte hinweg und übersprang kühn die von der Gesellschaft gesetzten Grenzen. Tabus – Drogen zum Beispiel – waren für ihn da, um sie zu sprengen; er experimentierte ausgiebig damit und erforschte auf diese Weise unbekannte Bereiche des Bewusstseins – bis er selber abhängig wurde. Er war ein spielerischer, neugieriger Mensch, auch dann noch, als das Spiel schon längst eine Wendung genommen hatte, die sein Leben gefährdete. Ein tiefer Riss verlief quer durch seine Identität und mitten durch sein Leben und machte aus ihm einen «Zwiespältigen». All diese Erfahrungen haben sich in seinem umfangreichen Werk niedergeschlagen.

1988 ist Walter Vogt unerwartet gestorben, in seinem Haus in Muri. Im letzten Frühjahr hat der Verlag *Nagel & Kimche* damit begonnen, sein Gesamtwerk in einer zehnbändigen Werkausgabe herauszubringen. Es soll bis Herbst 1995 vorliegen. Einerseits waren einige seiner Bücher nicht mehr greifbar, andererseits fanden sich im Nachlass, der jetzt im Walter Vogt Archiv in Muri bei Bern aufbewahrt wird (betreut von *Kurt Salchli*), weitere unveröffentlichte Werke und Materialien. Vogt ist relativ spät zum Schreiben gekommen. Nach dem Medizinstudium war er als Röntgenarzt tätig, von 1960–1968 war er Chef der Röntgenabteilung im Berner Tiefenauspital. Als Schriftsteller katapultierte er sich Mitte der sechziger Jahre, quasi aus dem Nichts heraus, in die vordersten Ränge der Schweizer Literatur. Nach dem satiririschen Erzählband *«Husten»*, den er 1965 vorlegte, erschien, bereits ein Jahr später, sein erster Roman, *«Wüthrich. Selbstgespräch eines Arztes»* (1966), mit dem er grosses Aufsehen er-

regte: doppeltes, höchst widersprüchliches Aufsehen. Zuspruch, Unterstützung und Beistimmung erhielt er aus den Reihen des Publikums und aus dem literaturkritischen Lager, Ablehnung, Argwohn, ja fast unverhohlene Wut brandeten wie gefährliche Grundwellen aus den Reihen der (Berner) Ärzteschaft auf den Schriftstellerkollegen ein. Was war geschehen? Vogt hatte gewagt, was man Mitte der sechziger Jahre niemals hätte wagen dürfen. Er hatte sich das Ärztemilieu zum Thema gemacht und die Götter im weissen Mantel kritisch beleuchtet. In einer grotesken, überspitzten, scharfzüngigen Satire stellte er – aus der Perspektive eines sterbenden Arztes, der noch einmal das gloriose Ritual einer Chefarztvisite absolviert – das Verhältnis der omnipotenten Ärzte und ihrer abhängigen Patienten in Frage. Damit brachte er die institutionalisierte Hierarchie des Spitals ins Wanken und legte das tabuisierte Beziehungsgeflecht Arzt–Patient bloss. Heute würde eine derartige Versuchsanordnung niemanden mehr erstaunen. Spital, Ärzteschaft und Gesundheitswesen sind längst zum Diskussionsstoff der Öffentlichkeit geworden. Damals aber beging Vogt eine Götterbeleidigung, weil er das Undenkbare in aller Seelenruhe überdachte und das Unaussprechbare lauthals zur Diskussion stellte. Und: seine Kritik hatte durchaus Hand und Fuss. Gerade er konnte es sich leisten, eine ebenso ironische wie scharfe Haltung einzunehmen. Er wusste, wovon er sprach und hatte als Schriftsteller zu einem Rezept gegriffen, das auch andere wichtige Schweizer Autoren seiner Generation, *Gerhard Meier, Peter Bichsel, Otto F. Walter,* zum Erfolg geführt hatte: sie alle schrieben in ihren besten Werken über das, was sie durch Herkunft, Berufserfahrung, soziales Milieu à fond kannten. Walter Vogt kommentierte diesen Sachverhalt bei einem Vortrag zur Jahresversammlung der Appenzeller Ärzte folgendermassen: *«Ich habe ‹Wüthrich› 1964 unter dem Druck von bedrängenden Ideen und, wenn Sie wollen, Visionen in einer ersten Fassung innert zwei Wochen niedergeschrieben, nach einem Unfall, in den Schären von Stockholm, und die sind bekanntlich aus Granit. Fünfzehn Jahre klinische Medizin stecken in dem Buch. Sie verstehen, dass man so etwas nicht alle Tage schreibt.»*

«Wüthrich» machte Vogt meteorhaft bekannt. *Werner Weber* schrieb in der *«Neuen Zürcher Zeitung»: «Die Hälfte des Buches (knapp) gehört zum Besten, was man in der gegenwärtigen Literatur finden kann. Das Beste traue ich Walter Vogt für das Kommende zu ...»* (*«NZZ»*, Nr. 2461, 4. Juni 1966) *Adolf Muschg* kritisierte die zweifelhaft und grob geschmiedeten Glieder des zweiten Teils, stellte aber sofort die Qualität des ersten Teils in Rechnung und lobte die *«strohtrockene Bösartigkeit seiner Menschenkunde neben der senilen Fahrlässigkeit seiner Erinnerungen: Das ist mit Takt arrangiert, das überrascht immer wieder mit dem Reiz hinterhältiger Neuheit»* (*«Zürcher Woche»*, Nr. 38, 23. September 1966).Die Ärzteschaft aber war darüber so in Rage geraten, dass Vogts bürgerliche Existenz in Frage gestellt war. In der *«Schweizerischen Ärztezeitung»* forderte man ihn offen zum Austritt aus *«unserem Kreise»* auf. Im Roman *«Altern»* (1981) rekonstruiert Vogt die Situation kühl und autobiographisch präzise: *«Im Krankenhaus war ich über Nacht kein guter Röntgenarzt mehr. Die Chefärzte nörgelten plötzlich an Bildqualitäten, an meinen Befunden herum, begannen mich mit wahnsinnigen Ausbauplänen zu quälen, schrien endlich*

nach einem Pflichtenheft für den Röntgenarzt.»

Zwei Jahre später wechselte Vogt in die Psychiatrie. Er wurde Assistenzarzt in der Klinik Waldau. Aber der Hang zum Exaltierten und seine Lust am Bruch mit traditionellen Tabus brachte ihn erneut ins Schleudern. Er experimentierte mit Drogen und musste die Stelle in der Waldau aufgeben, gründete dann eine eigene Praxis in Muri bei Bern. Ablesen lassen sich diese biographischen Konstellationen in seinem dritten Roman, «Der Wiesbadener Kongress» (1972). Hier zeigt sich bereits ein Element, das Walter Vogt in allen seinen Werken beibehalten wird: er arbeitet konsequent mit biographischen Versatzstücken. Geht man den privaten Erzählpartikeln nach, die wie glänzende Steine in das Textmuster eingearbeitet sind, finden sich am Ende die Konturen der kurvenreichen Vita Walter Vogts. Allerdings, auch da wird ihm das literarische Verfahren unter den Händen zum Spiel. Man soll sich bei diesem Schriftsteller auf nichts verlassen. Sein Freund und Schriftstellerkollege, *Christoph Geiser,* erklärte Vogt einmal, habe ihm gesagt, er schreibe im Grunde fiktional, um Klartext reden zu können. Genau das treffe auch für ihn zu. Aber alle seine Bücher enthielten autobiographische Einschübe, zum Teil ganz krasse, direkte.

Im *«Wiesbadener Kongress»* wird Dr. Fust zum Alter ego. Er forscht nach Somastrahlen, an die nur er selbst glaubt, und versetzt sich mit Hilfe psychedelischer Drogen regelmässig in jenseitige, erweiterte Bewusstseinsräume, bis er eines Tages tot im Bett aufgefunden wird. Dieser Roman ist im Kontext der 68er Unruhen und der harschen Kritik der Studenten am Wissenschaftsbetrieb anzusiedeln. Auch da steht die Ärztehierarchie im Zentrum, gepaart mit einer Anklage von Forschung und Wissenschaft. Vogt geht nahe an das Geschehen heran, er vergrössert die hierarchischen Quereleien und die kleinmütigen Intrigen der Forscher so konsequent, bis sie in gigantischer Monumentalität dastehen und prompt ins Lächerliche umkippen. In einer sinnlosen Versuchsanordnung, die nur der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und der Selbstsucht der Wissenschafter dient, führen Klinikleiter Prof. Nagel und seine Untergebenen, die sich gegenseitig in geschickten Schachzügen austricksen, ein Projekt für den Schweizerischen Nationalfonds durch. Herausragendstes Kennzeichen: es soll nachweisen, was man schon längst weiss, dass Konsumgüter auch chronisch Kranke anregen. Und: es verschlingt Unsummen von Bundesfinanzen und hält einen Forschungsapparat in Gang, der um die eigene Achse dreht und geisterhafte Ergebnisse zeitigt.

Die spannungsreiche und widersprüchliche Rezeptionsgeschichte der beiden Romane kann man jetzt im ersten Band der Werkausgabe einsehen. Sie präsentiert, entgegen der chronologischen Entstehungsreihenfolge, richtigerweise die beiden Ärzteromane *«Wüthrich»* und *«Der Wiesbadener Kongress». Kurt Salchli* und *Doris Halter,* die beiden Herausgeber, haben diesen Band mit informativen Materialien zur Rezeptionsgeschichte alimentiert. Man kann jetzt die Reaktion der Literaturkritik nachlesen, aber auch die Anklage der Ärztekollegen im Detail einsehen. Eindringlich die brillante Verteidigung des Zürcher Psychiaters *Fritz Meerwein,* die den Vorwürfen auf dem Fusse folgt; er weist darauf hin, dass hinter Vogts provozierendem Gestus ein ethischer Anspruch steht und es ihm um nichts Geringeres gehe als *«um die Frage nach*

dem Weg, nach der Wahrheit und nach dem Leben». Spannend auch die engagierte Verteidungsrede des Berner Pfarrers und Schriftstellers *Kurt Marti,* welcher die Ärzteschaft elitärer Selbstgefälligkeit bezichtigt und ihr ein verdächtig anachronistisches Zunftdenken vorwirft, welches schlecht in eine humane und demokratische Gesellschaft passe. Sein Urteil ist ebenso schroff wie heute noch aktuell: durch berufliche Verunglimpfung wolle die Gesellschaft ihre Autoren zu konformer Gefügigkeit erpressen, ein Vorgehen, das nicht zu akzeptieren sei. Angefügt ist dem Band ein kenntnisreiches Nachwort von *Elsbeth Pulver,* welche sich um die Vogt-Rezeption seit je verdient gemacht hat und in ihrem Beitrag die gesellschaftlichen, psychologischen und literischen Hintergründe der beiden Ärzteromane ausleuchtet.

Das Haus *Nagel & Kimche* präsentiert also eine vorbildliche Leseausgabe, die sich durch sorgfältige Konzeption und einen klug zusammengestellten Anhang ausweist, der neue Einsichten in die Rezeptionsgeschichte ermöglicht. Freilich kann das nicht über die Frage nach dem Sinn einer derart opulenten Ausgabe so kurz nach dem Tode des Autors hinwegtäuschen. Wäre es nicht sinnvoller gewesen, abzuwarten, ob das literarische Werk dieses aufmüpfigen Querdenkers auch dann noch seine Gültigkeit behält, wenn seine Themen nicht mehr aktuell sind? Schärfer formuliert: Hält Vogts (Gesamt-)werk auch ästhetisch, was es inhaltlich verspricht? Und: Hätte es nicht genügt, anstatt einer umfassenden Werkausgabe eine handliche Auswahl vorzulegen, die aber durchwegs literarisch anspruchsvollen Kriterien genügt hätte? Denn schon der erste Band signalisiert klar die Schwächen und Stärken dieses literischen Werks; der zweite Band, der die beiden Kriminalromane *«Melancholie»* (1967) und *«Schizogorsk»* (1977) vereint, verstärkt die Bedenken noch und dokumentiert deutlich den Bruch, der sich durch das Gesamtwerk Vogts zieht. Auch wenn die Helden im weissen Mantel heute vom Sockel gestürzt sind, bleibt *«Wüthrich»* aktuell. Dieser Roman überzeugt durch die Radikalität, mit der die Frage nach dem Tod und der Würde dabei gestellt wird, die Frage nach dem Sinn der Krankheit und der Sterblichkeit des Menschen. Durch diesen Roman donnert das Lachen *Dürrenmatts, Bernhards, Burgers,* Autoren, die alle wussten, dass das Leben mit dem Tod endet und dass sich von diesem Punkt aus alles relativiert. Vogt hat eine brillante Groteske geschaffen durch die Gleichzeitigkeit der Verdrängung des Todes und des Lebens seines Helden, das immerfort auf das Ende zuläuft. Anders im *«Wiesbadener Kongress»:* Sein Thema ist in Zeiten der öffentlichen Rechtfertigung und Überwachung von Forschungsprojekten überlebt. Genau da zeigt sich aber die Crux: Vogts Causerie, die stellenweise einer ungenauen, geschwätzigen Sprache weicht, verrät den allzuschnellen Arbeitsrhythmus und kann damit das inhaltliche Manko ästhetisch nicht mehr ausgleichen. Noch deutlicher klaffen die Einbrüche im vierteiligen Kriminalroman *«Melancholie»*, der eine Parodie auf die Berner Idylle und eine satirische Darstellung des Patriziats sein will. Schon bei seinem Erscheinen wurde dieser Roman von der Kritik ungnädig aufgenommen. Es sei eine Dürrenmatt-Kopie, nur viel schlechter, monierte *Urs Jenny* in der *«Weltwoche»*, und der Kritiker der *«NZZ»* warf Vogt Vielschreiberei vor, die ein banales, überflüssiges und geistloses Produkt zur Folge habe. Auch fünfundzwanzig Jahre

später kann der Roman das harte Urteil kaum widerlegen: zu verfahren ist seine Konstruktion, zu leichtgewichtig sein Inhalt, zu verschwommen seine Sprache; und für heutige, jüngere Leser hat dieses Buch, vor dem Hintergrund perfektionierter Krimikultur in Film und Fernsehen, einen Hauch von altväterischer Kriminalistenbiederkeit. Anders wiederum steht es mit *«Schizogorsk»*. Hier spielt Walter Vogt seine Fähigkeit zu schlagfertigen Dialogen und geistreichem Witz konsequent aus. Im Gespräch zwischen dem verdächtigten Psychiater und Kommissar Zwicky sprühen die ironischen Funken, und die permanente Verkehrung von Verdächtiger und Verdächtigtem, von Opfer und Täter, trägt zur Spannung erheblich bei. Und ist die messerscharfe Karikatur von Obrigkeitshörigkeit, Beamtengehorsam und militärischem Alltag nicht heute noch von aktueller Brisanz? Es ist schon so, wie es *Iso Camartin* in seinem Nachwort sagt: Walter Vogt zeichnet hier ein Bild der Schweiz, das *«jeden denkenden Schweizer krank machen muss: diese Lächerlichkeit der Einsätze und Ziele, diese Rechtschaffenheit im absolut Belanglosen, diese Tüchtigkeit und Beflissenheit im Schein-Ordentlichen. Wo sind wir nur auf unserer verschonten Insel mit unserem Leben hingeraten?»*

Bis jetzt sind drei Bände der Walter-Vogt-Werkausgabe erschienen, sieben Bände werden es bis 1995 noch sein. Darunter finden sich unveröffentlichte Erzählungen, Materialien zum Roman *«Altern»* und ein Roman, aus dem Nachlass, *«Das Fort am Meer»*, der im Herbst 1995 vorgelegt werden soll. Auch wenn dieses Unternehmen möglicherweise zu ausufernd und weitläufig angelegt wurde, hat es doch einen Vorteil: es wird die Bücher Walter Vogts einer neuen, jüngeren Generation von Lesern, Literaturkritikern und Germanisten näher bringen und gleichzeitig die Bewertung der literarischen Qualität dieses wichtigen Schweizer Autors neu festlegen.

Pia Reinacher

1 Walter Vogt: Werkausgabe in 10 Bänden. Hg. von Doris Halter und Kurt Salchli. Verlag Nagel & Kimche. Erster Band: Romane I. «Wüthrich». «Der Wiesbadener Kongress». Mit einem Nachwort von Elsbeth Pulver 1991; Zweiter Band: Romane II. «Melancholie». «Schizogorsk». Mit einem Nachwort von Iso Camartin 1991; Zehnter Band: «Schreiben als Krankheit und Therapie und andere Essays». Mit einem Nachwort von Kurt Marti, 1992.

Das Haus mit den Sonnenblumen

Zwei Antitragödien von Kurahashi Yumiko

«Die japanische Literatur muss ihren Rang als Intellektuellen-Literatur zurückerlangen, um im internationalen Kontext einen kooperativen Beitrag zu leisten.»[1] Mit dieser Forderung schliesst der Romancier und Essayist *Oê Kenzaburô* einen Aufsatz, in dem er sich kritisch mit den Tendenzen in der modernen japanischen Prosa auseinandersetzt.

Der im Westen schon lange bekannte Oê Kenzaburô ist 1935 geboren, im selben Jahr wie die Schriftstellerin *Kurahashi Yumiko.* Ich möchte hier nicht die beiden Autoren vergleichen, sondern zu klären versuchen, was mit der «Intellektuellen-Literatur» gemeint sein könnte. Während und vor allem nach der Lektüre der zwei gekoppelten Erzählungen *«Das Haus mit den Sonnenblumen»* und *«Als die Götter noch lebten»* überlegte ich mir, ob Kurahashis Prosa der von Oê verlangten Bedingung entspreche.

Beiden Texten liegt die antike Tragödie, die *«Orestie»* zugrunde, das heisst der verhängnisvolle Zusammenhang von Gattenmord und Muttermord. Wer die griechischen Sagen kennt, liest mit einem breiter gefächerten Interesse, als wer darin weniger bewandert ist. Doch auch ohne Hintergrundwissen erfassen der japanische und der westliche Leser die schreckliche Familientragödie in moderner Version. Jeder wird sich fragen, ob der Gattenmord – Klytaimnestra tötet Agamemnon – den Muttermord – Orestes, der Bruder Elektras, tötet Klytaimnestra – rechtfertige. Ist Rache zu üben eine moralische Pflicht? Wird Schuld durch Schuld gesühnt?

Das Thema *«Schuld und Sühne»* ist durch die Jahrhunderte hindurch wieder und wieder, dem jeweiligen Geist der Epoche entsprechend, behandelt worden. In unserem Jahrhundert gibt es neue Varianten. Zweifellos kennt Kurahashi einige davon; denn als Romanistin ist sie mit der französischen Literatur vertraut, und ein Studienjahr in Amerika hat ebenfalls ihr Schaffen beeinflusst. Westliche Literatur von der Antike bis in die Gegenwart ist für die Japanerin eine Herausforderung zu eigener schöpferischer Tätigkeit. *«Antitragödien»* nennt sie ihre Erzählungen, und darunter versteht sie einen weit distanzierteren Standpunkt als etwa *H. v. Hofmannsthal,* der die Tragödie *«Elektra»* (1903) *«frei nach Sophokles»* gestaltet. Doch alle Darstellungen des Doppelmordes, ungeachtet des Idioms, sind *«ein Gemenge aus Nacht und Licht, (...) eine auf Sieg und Reinigung hinauslaufende, aufwärtsstürmende Motivenfolge»*[2]. – Ich erinnere an *Eugene O'Neill,* der in seinem Stück *«Mourning becomes Electra»* (1931) eine Verbindung herstellt zu den Nachwirkungen des amerikanischen Bürgerkriegs. – Aus dem Französischen seien drei Werke erwähnt, das Prosaschauspiel *«Electre»* (1937) von *Jean Giraudoux,* dann vor allem das existenzialistische Drama von *Jean Paul Sartre «Les Mouches»* (1942) und ebenfalls *«Electre ou la chute des masques»* (1954) von *Marguerite Yourcenar.*

In welcher Weise schreibt Kurahashi weiter am mythologischen Stoff? Als erstes tilgt sie die Namen, das heisst, sie bezeichnet die Personen entweder mit bloss einem Buchstaben oder mit der Angabe des verwandtschaftlichen Grades oder einer weiteren Beziehung. *L* steht für Elektra. *K* ist identisch mit Orestes; *P* mit Pylades. *«Mutter»* steht statt Klytaimnestra, *«Vater»* statt Agamemnon, *«Pflegevater»* statt Aigisthos, *«Oheim»* statt Menelaos. In der *«Sekretärin»* des *«Vaters»* identifizieren wir Kassandra; im *«Rechtsanwalt»* erkennen wir Apollon, in der *«Gerichtsvorsitzenden»* Pallas Athene. Die Funktion des Chores übernehmen am Anfang, in der Friedhofszene, schwarz gekleidete Frauen und gegen Schluss, in der Gerichtsszene, die Geschworenen.

Durch das *«Umtaufen»* erscheint uns die antike Familientragödie ungewohnt neu und aktuell. Voller Überraschungen ist auch die Regie; die Figuren agieren alternierend auf verschiedenen Ebenen.

Es gibt Szenen, gleichsam Fetzen von kruder Wirklichkeit; danach wechselt die Optik, es wird im Puppentheater weitergespielt, die Protagonisten bezeichnen sich selbst als Marionetten. Unvermittelt wieder ein Fetzen Aktualität. Strassentheater. Und von neuem rollt das Geschehen auf einer absurden Bühne ab. Absurd ist die Metapher der Sonnenblumen *«mit den wilden Unglück verheissenden Gesichtern, die wachsen und wachsen, immer bedrohlicher werden und das Haus belagern»*. Das sind die Erinyen, die Rachegeister.

Die Regie, ich meine das Kompositionsprinzip der japanischen Autorin lässt sich am ehesten mit einem Zitat veranschaulichen: *«In meinem Kopf wuchs ein Baum von Möglichkeiten heran, dessen Äste sich mehr und mehr verzweigten. Den Ästen mit den Fingern der Vorstellungskraft folgend, berührte ich schliesslich, eine Geschichte schaffend, die Wirklichkeit.»* Zu diesem *«Baum von Möglichkeiten»* gehört die griechische Antike und im besonderen die *«Orestie»* von *Aischylos,* hauptsächlich das Mittelstück, die *«Totenspende»*. Erstaunlich, wie viele Details Kurahashi übernimmt. Da sind u.a. körperliche Zeichen, an denen sich die Kinder Agamemnons erkennen; Bruder und Schwester haben ähnliche Füsse. – Zu vergleichen sind auch einzelne Szenen. Die japanische Erzählung und die griechische Tragödie beginnen am Grab des Vaters. *K* legt als Totenspende die mitgebrachten Blumen aufs Grab. Orestes spendet eine Locke.

In Anlehnung an die griechische Vorlage übernimmt die Japanerin die Traumbilder Klytaimnestras wie folgt: Die *«Mutter»* erzählt ihrer Tochter *L* den periodisch wiederkehrenden Traum: *«Ich gebar eine Schlange mit zwei Köpfen. Der eine war der Kopf einer männlichen Schlange, mit festen Fangzähnen. Fürchtend, dass dieser mir, wenn ich nicht auf der Hut war, gefährlich werden konnte, schlug ich ihn ab und begrub ihn in der Erde. Der verbliebene Kopf war der einer weiblichen Schlange, die ich mit meiner Milch nährte und aufzog. Bis ich schliesslich bemerkte, dass sich Blut in die Milch gemischt hatte.»* Die Tochter ergänzt das grässliche Bild: *«Die Schlange wickelte sich dir um den Leib und versuchte, dich zu ersticken. Da kam aus der Erde der vergrabene Kopf hervor, stürzte sich auf dich und biss dich zu Tode. Die Schlange verschlang dich und war zuletzt ganz satt.»*

In der *«Totenspende»* erfährt Orestes von der Chorführerin, Klytaimnestra habe geträumt, sie hätte einen Drachen geboren, das Greueltier hätte ihre Brust verletzt und mit der Milch geronnenes Blut herausgesogen. *«Nicht ohne Sinn ist eines Menschen Traumgesicht»*, sagt darauf Orestes und nach reiflicher Überlegung: *«Drache werd ich selbst und töte sie.»*

Noch auf eine weitere Stelle sei hingewiesen. In der antiken Tragödie wird Orestes nach der Tat verfolgt von *«Weibern nach Gorgonenart, ihr Haar durchflochten ganz von Schlangenknäueln.»* – Kurahashi schildert minutiös das widerliche Morden. Aus dem geplatzten Leib der Leiche quellen unförmige, übelriechende Gebilde hervor. In den Augen von *L* und *K* werden sie zu einer *«Meute wilder Hunde, die sie verfolgten, wohin sie auch gingen. Aus ihren Augen tropfte unablässig eine eitrige Flüssigkeit.»* – Bei Aischylos lesen wir: *«Der Mutter Rachehunde (...) Wie sich ihre Schar vermehrt! Wie Blut, abscheuliches, aus ihren Augen trieft!»*

Die Rachegeister, die modernen und die antiken, verfolgen den Menschen, der einen Mord begangen hat, selbst den, den ein unergründliches Geschick

dazu zwingt. *«Leid aber erblüht auch ihm, der bleibt»*, klagt der griechische Chor.

Um die japanischen Erzählungen als Antitragödien zu charakterisieren, wäre vor allem Gegensätzliches anzuführen, etwa zu zeigen, dass Orestes, d. h. *K*, eher als Zauderer, eben als Antiheld dargestellt wird, und dass die treibende, vitale Kraft sich in Elektra, d. h. *L* verkörpert. Im Rahmen dieser Besprechung ging es mir darum, Gemeinsames aufzudecken; denn Tragödie und Antitragödie enden mit dem gleichen Problem, nämlich: *«Wer erlöst den Muttermörder von seinen seelischen Qualen?»*

«Die Eumeniden,» der dritte Teil der *«Orestie»* von Aischylos, schliesst mit einer Gerichtsszene. Pallas Athene, die Gerichtsvorsitzende, und Apollon, der die Tat befohlen hat, sprechen Orestes frei. – In der Erzählung *«Als die Götter noch lebten»* hält der *«Rechtsanwalt»* ein überzeugendes Plädoyer zugunsten von *K* und gesteht öffentlich, er habe *L* und *K* zum Morde angestiftet. Nach den Beratungen der Geschworenen verkündet die *«Gerichtsvorsitzende»: «Meine eigene Stimme mitgerechnet – ich habe für unschuldig plädiert – ergibt sich die gleiche Stimmenzahl für schuldig und nicht schuldig. Unter Berücksichtigung der Bestimmungen für den Fall einer Stimmengleichheit, erkläre ich den Angeklagten hiermit für unschuldig.»*

Zu den Urteilen nur eine Bemerkung: In alter Zeit, als die Götter noch lebten, war der Freispruch noch möglich. Die Schriftstellerin im 20. Jahrhundert gestaltet ihn als Farce, als Anti-Urteil. Mit den zwei Erzählungen, einer modernen japanischen Version der *«Orestie»*, leistet Kurahashi Yumiko einen *«kooperativen Beitrag im internationalen Kontext.»*

Elise Guignard

Kurahashi Yumiko: Das Haus mit den Sonnenblumen. Zwei Antitragödien. Aus dem Japanischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang E. Schlecht. Theseus Verlag Zürich, München 1991. – Die zwei Erzählungen gehören zu einem zwischen 1968–71 entstandenen Zyklus von fünf Antitragödien. – [1] Oê Kenzaburô: Wo steht die japanische Prosaliteratur der Gegenwart? In: Japanische Literatur der Gegenwart. Hrsg. Siegfried Schaarschmidt und Michiko Mae. Carl Hanser Verlag, München Wien 1990. – [2] H. v. Hofmannsthal in einem Brief vom 27. 4. 1906 an Richard Strauss. In: R. Strauss und H. v. Hofmannsthal. Briefwechsel. Atlantis Verlag Zürich 1964.

Spätlicht im Spiegelsaal

Hanno Helblings Abendstück: «Tristans Liebe»

Ne nous reprochez pas le manque
de clarté car nous en faison profession.
Blaise Pascal

«Trink, sagte sie.» – Der Liebeszauber: so beginnt's. Und man kennt die Geschichte des berühmten Liebespaares, die damit beginnt, Und es ist für die Lektüre des vorliegenden Bandes gut, wenn man sie kennt, in ihren verschiedenen mittelalterlichen Fassungen und in der dramatischen Verkürzung, die sie in Richard Wagners Opernlibretto erfährt. Und gut ist auch, noch einige an-

dere Geschichten und Texte der abendländischen Literatur und einige zudem aus der Bibel zu kennen. Denn *«durcheinander spielt sie alle»* – der Autor, spielt sie hinüber in unser zu Ende gehendes Jahrhundert und mitunter wohl auch hinüber in seine eigene Geschichte: *«Hin und her, zwischen Orten, Gestalten und Zeiten.»*

Hin und her: als beträte man einen Spiegelsaal – die poetologische Metapher führt der Autor zu Beginn gleich selber ein. Und man kennt die Irritation in Spiegelsälen, die schwindelerregenden Verspiegelungen. Kaum vorstellbar der Leser, der da nie desorientiert, immer gleich *«im Bilde»,* im richtigen, gewesen wäre, der bei der ersten Lektüre schon alle literarischen Anspielungen verstanden, auch alle strukturellen und thematischen Bezüge im Text selber wahrgenommen hätte. Als Verwirrspiel wird es sich wohl jedem zunächst präsentieren: als ein Verwirrspiel allerdings, das einen zwingenden literarischen Ton und in hohem Mass Methode hat. Eine Methode, bei der – das Motto des Bandes verrät schon die Spur – *T. S. Eliot* in mancher Hinsicht Pate gestanden hat. Und viel leichter als Eliots Gedichte sind Hanno Helblings *«Abendstücke»* nicht zu haben. Die Geschichte von *«Tristans Liebe»* – und das heisst, wenn man Richard Wagner folgt, auch *«Isoldens Liebe»*, *«mein und dein»* untrennbar – die sie in unzähligen Brechungen, episch weiträumiger und dann wieder in blitzschnellen lyrisch-dramatischen Szenenwechseln – mehr assoziieren als erzählen –, die vielen thematischen Fäden, die dem Text eingewoben sind, die zahllosen stilistischen Ankläge, inhaltlichen und formalen Reminiszenzen und direkten Zitate aus andern Texten – kurz: die ganzen komplexen Muster dieses zunächst änigmatisch verdunkelten Bandes erschliessen sich einem erst bei längerem Umgang, bei mehrmaliger Lektüre. Nichts für Bestsellerlisten. Was nicht gegen den Text spricht.

«Abendstücke» nennt Hanno Helbling die Folge von siebzig kurzen in sich geschlossenen und doch vielfältig mit dem Textganzen verwobenen Sequenzen, in denen epische, dramatische und lyrische Momente sich symbiotisch vereinen. Abendstücke sind es in mehrfacher Hinsicht. Im ganzen Text herrscht Endzeitstimmung, im geschichtlichen wie im heilsgeschichtlichen Sinn: *fin de siècle* und Abend der Zeit. Dazu kommt der Abend als Tageszeit. Er gehört mit der Bucht, dem Wasser, dem Strand, den Klippen, dem Wald und der Jagd, der Stadt, dem Turm und dem Schloss, das sich mitunter in ein Hotel verwandeln kann, zur Hauptszenerie der Geschichten. Im übrigen wird man in den *«Abendstücken»* auch noch den musikalischen Gattungsbegriff der Serenade mithören dürfen. Jedenfalls sind die Texte, im kleinen wie im grossen, mit Leitmotiv, Themen und Variationen, Tonartenwechseln, Reprisen und so weiter, unverkennbar nach quasi-musikalischen Mustern gebaut. Und wie bei der freien Serenadenform die Sätze sehr verschiedenen Charakter haben können, so ist auch im vorliegenden Text jede Sequenz ein *«Satz»* für sich.

Was die Sätze bei aller Verschiedenheit zusammenhält, ist zum einen der Sprechstil des Ganzen, der zwar in unzähligen Versatzstücken alle möglichen Stile aufnimmt, sie gleichzeitig jedoch einem neuen, eigenen Ton assimiliert: ein kühler, emotionslos verhaltener, leicht resignativer, mit dem Ferment Ironie durchsetzter, nicht ganz heutiger, aber auch nicht gestriger und jedenfalls

«vornehmer» Ton – der König, nicht mit Literatur, sondern mit Krieg grossgeworden, moniert ihn einmal an *«den Beiden»*.

Im übrigen halten eben diese drei Figuren – *«Tristan»* und *«Isolde»* und *«der Dritte»*, der König – die Texte formal und inhaltlich zusammen. Zu vergessen nicht der wortlose Vierte: Hiudan, der Hund, der treue. Oft findet man die Figuren im Gespräch, im direkten oder im Briefgespräch, und wenn erzählt wird, von Taten, Träumen und Ereignissen, dann zumeist von *«Tristan»*. Mit Namen zwar ist keine der Figuren genannt, obwohl sie sich eigentlich bloss als Namen durch die Geschichte bewegen – leere Namen, Niemand und Jedermann/frau. Und was die beiden Liebenden betrifft: *«ohne Nennen, ohne Trennen»* – so will es *Richard Wagner*. Mit Namen genannt und deshalb als einziger *«wirklich»*, im Sinne von einmalig existierend, ist nur Hiudan, der Hund, die andern drei bewegen sich als Rollen, als Schauspieler ihrer selbst – blendend aufeinander eingespielt – in einer Atmosphäre schwebender Abstraktion durch die Jahrtausende und im ständigen Rollenwechsel durch die verschiedenen Geschichten und Texte. Und sie kennen ihren Text, der ihr Leben ist, und auch noch dessen Weiterleben in der Rezeptionsgeschichte, kennen ihren Mythos und die *«Arbeit»* daran. Und immer sind sie doch, was sie waren und sein werden – unterm Apfelbaum, unter dem noch vor der Geschichte mit dem Becher und dem Liebestrank der ganze Zauber begann, in einem Schloss, in einem am Waldrand geparkten Wagen, in einem Hotelzimmer – Liebende, Mann und Frau. Und immer ist um sie die Weiträumigkeit der Menschheitsgeschichte und die Intimität zugleich, wie sie um Liebende nun einmal ist.

Die Gleichzeitigkeit des in der geschichtlichen Zeitenfolge Ungleichzeitigen – Helblings Text lebt aus ihr – setzt eine ganz bestimmte Zeitauffassung voraus, die der Autor offensichtlich aus den *«Four quartets»* von T. S. Eliot übernommen hat, wie er auch Stoffliches, zum Beispiel den *«Fischerkönig»*, aus *«The waste land»* aufgreift. Mit dem Begriff *«co-existence»* umschreibt Eliot in den *«Four quartets»* das, was die Bedingung der Möglichkeit seines intertextuell, intertemporal und interlokal vernetzten Schreibens ist: ein sozusagen *«anderer Zustand» (Musil)*, in dem die Zeit nicht in der linearen Kontinuität der Uhrzeit gedacht ist, sondern vielmehr räumliche Dimensionen hat, Zeit-Raum im eigentlichen Sinn ist, in dem Anfang und Ende, Vergangenheit und Zukunft, Wirklichkeit und Möglichkeit symbiotisch in einer Art *«Allgegenwart»* zusammenkommen, die Eliot mit dem Bild des *«Tanzes»* umschreibt: Tanz nicht als Bewegung, sondern als Paradox eines bewegten Stillstands. In diesem Sinne ist auch das Motto zu verstehen, das Helbling seinen *«Abendstükken»* voranstellt: *«What might have been and what has been point to one end, which is always present.»*

In dieser Zeitstruktur haben, so scheint einem, auch Helblings weiträumige Verspiegelungen ihren transzendentalen Grund, hat dieses vernetzte Schreiben seine Methode. Von daher erfährt die ironische Auflösung aller Grenzen – in der ironischen Distanznahme noch von der eigenen Methode erscheint sie bei Helbling in beinah selbstsubversiver Weise potenziert – ihre «Legitimation». Von daher versteht man die Schemenhaftigkeit der Figuren, und von daher erhält auch der *«Abend»* noch eine zusätzliche Dimension: der Abend als die Zeit der Dämmerung, in der die

Wirklichkeit des durch Handlung und Entscheidung geprägten und immer einseitig beschränkten Alltags sich zurückzieht in die «Allgegenwart» der alles umfassenden Erinnerung, in die offene Daseinsform des *«Wartens»*, der *«Bereitschaft»*, wie sie Eliot und, ihm folgend, auch Hanno Helbling nennt. – Eine im Wortsinn daseinsphilosophische Deutung des Abends, die man übrigens, im Zusammenhang mit dem Begriff der *«Praeexistenz»* ähnlich auch bei Hofmannsthal findet.

«Hin und her zwischen, zwischen Orten, Gestalten und Zeiten.» – Leicht wie in der Phantasie und dunkel wie im Traum wechseln, verwandeln und überlagern sich die Szenen. Und da wird beispielsweise aus dem vielköpfigen irischen Drachen, den Tristan im Mythos töten musste, ein Meeresungeheuer, das sich so «leicht» nicht töten lässt: ein im Kern glühender Wasserberg – *«Wassernot und Feuertod»* in einem –, der sich furchterregend aus dem Meer aufbläht: angefüllt mit historischen und gegenwärtigen, biblischen, literarischen und realen Schreckensvisionen – auch *Ernst Jüngers «Gläserne Bienen»* treiben da unter viel anderem ihr Unwesen. Die an den visonären Ton der Apokalypse anklingende Beschreibung des Ungeheuers ist eine der suggestivsten und atmosphärisch dichtesten Stellen des Buchs:

«Der Hügel strahlte, lieber Oheim – so würde ich ihm berichten (wenn ich am Leben bliebe) – in dieser ersten Nacht, unruhig flackernd, und durch die Flammen wurde mir vieles sichtbar: Räder mit Zähnen, Wagen wie gepanzert, lange Papierstreifen übersät mit Zeichen, ein durchschossener Helm voller gläserner Bienen; ein Gittertor vor einer dichten Menge nackter Menschen; verbrannte Dörfer und eine Stadt, in der brennende Hunde durch brennende Strassen stürmten. Ich sah ein Theater und sah mich selbst auf der Bühne stehen, und dich ganz allein in der Kronloge sitzen. Ich sah deine Gärten, doch lagen sie abgestorben im grauen Dämmerlicht, nur dein buckliger Zwerg schlich zwischen den kahlen Bäumen umher und beugte sich über das ausgetrocknete Bett des Waldflusses. Und ich hörte Gemurmel von Menschen, das aus der Erde zu dringen schien.

Und ich sah deine Felder, auf denen das Korn vor der Reife verdorrte. Und deine Weinberge sah ich, in denen das junge Laub auf den rissigen Grund fiel. Und deine Herden sah ich, die hungernd durch das versengte Weideland zogen, und sah die Vögel, die unter verwelktem Gebüsch vergeblich nach Wasser suchten.

Und ich hörte die Glocken läuten von deinen Kirchen und sah, wie die Strassen leer blieben, und ich hörte den Wind durch die offenen Fenster verlassener Häuser ziehen und sah, wie der heisse Staub sich auf Wiesen und Wälder legte.

Ich sah, wie alles dahinstarb. Und ich hörte mich sagen: Er wird mich nicht rufen, wenn es so weit ist. Und ich hörte sagen: Wen sonst.»

Nicht überall gelingt dem Autor, so wie hier, die letzte Verdichtung des ironischen Spiegelverfahrens, und es gibt Stellen, wo die Gefahr des leeren Zitatenspiels nicht ganz gebannt ist. Im übrigen: Man kann solche intertextuellen Vernetzungen, wie sie die Postmoderne auch sonst liebt – im Buch und auf der Bühne, im Film und in der Musik – mögen oder nicht mögen, man kann sie angesichts der mitunter sehr ernsten Thematik und vor dem Hintergrund des tiefgründigen Mythos von Tristan und Isolde als zu verspielt empfinden, kann sich stossen an der «Gleich-Gültigkeit» der Texte und an derjenigen von Kunst

und Leben. Sicher ist, dass dieses Verfahren bei einem Autor wie Hanno Helbling, einem – man weiss es – in literarischen Dingen *«Vielgewandten»*, unbedingte Authentizität gewinnt. Feuilleton-Chef der *«NZZ»*, Essayist, Literaturkritiker und Übersetzer, ebenso versiert in historischen wie in kirchlich-religiösen Fragen, begibt er sich mit vorliegendem Band – nicht zum ersten Mal, aber zum ersten Mal so überzeugend – unter die – *«Dichter? – «Nein, ich dichte nicht; einen Bericht muss ich schreiben, damit nichts vergessen wird.»*

Aber damit ist man bereits mitten in einer andern Geschichte, das heisst, in der Mitte des Bandes: bei dem leicht burlesken antikisierenden Zwischenspiel, in dem sich *«Tristan»* die Zeit der Verbannung von *«Isolde»* ein wenig erleichtert, indem er aus der mittelalterlichen Geschichte in den Homer aus- und bei der berühmten Nymphe seines irrfahrenden Schicksalsgenossen absteigt, die vor lauter unsterblicher Langeweile stundenlang mit ihren Freundinnen von den Nachbarinseln telefoniert. Während gleichzeitig noch die gute alte Brieftaube verlässlich die Post zwischen Tintajol und der Ägäis besorgt, auch die besorgte Mahnung Isoldes an ihren Geliebten überbringt, *«auf dieser Insel keine Nymphengeschichte anzufangen».«. . . wie so eine traurige Geschichte doch auch lustig sein kann».*

Lustig ist die Geschichte allerdings zur Hauptsache in dem antikisierenden Intermezzo, im übrigen ist *«Tristans Liebe»* in seiner Grundstimmug *«ein trauriges Stück»*, verschattet – wie die leichten Wellen von der dunklen Tiefe – von Melancholie, Resignation und *«Sehnsucht – nach vielen, nach der je einen? nach mir, wie ich war oder hätte sein können»*. Und es scheint neben der Lust am Spiel auch die Angst vor der unerträglichen Enge des *«einen Lebens mit seinem einen Tod»* zu sein, die dem literarischen Prinzip der intertextuellen Verspiegelungen – und das heisst für die Figuren: des ständigen Rollentauschs – die existenzielle Dimension gibt. *«Mir graut vor der Leere, in der meine Fahrt zu Ende geht, wenn ich nicht da noch und dort eine Bucht, eine Grotte, eine Landzunge anlaufen kann – eine Insel ...».*

«Unterwegs nach Ithaka»? Ja, das auch. Aber nicht auf Ithaka endet das Stück. Sondern, wie es sich gehört für Tristan, an einem mit viel Wagner durchsetzten, jedoch gänzlich unpathetischen, elegisch verträumten Abend auf Kareol, dem *«Land der Toten»*. Da gleitet denn auch der Zauber, der den Helden geschützt hatte, durch alle Stürme hindurch, zuletzt noch in die Erinnerung: *«Trink, hatte sie gesagt. Die alte Weise.»* – Womit alles wieder von vorn beginnen könnte, auch diese Besprechung, die dann sprechen müsste von all den existenziellen, historischen, religionsgeschichtlichen Reflexionen, die nirgendwo streng entwickelt, aber wie Blitzpunkte in das Muster des Textes eingelassen sind.

Italo Calvino beschliesst seine unvollendeten Harvard-Vorlesungen über Poetik, die unlängst in deutscher Übersetzung erschienen sind, mit einer *«Apologie des Romans als grosses Vernetzungswerk»*. Es sei erlaubt, an die Stelle eines – wie immer abschliessenden – Urteils über Helblings Tristan-Roman ein Zitat aus Calvinos Text zu setzen. Und der Leser möge es so verstehen, wie es gedacht ist: als kleine Hommage an Calvinos faszinierende Ausführungen und als Apologie von Helblings kunstvollem Vernetzungswerk:

«Man könnte hier den Einwand erheben, je mehr das Werk zur Vervielfachung der Möglichkeiten tendiere, desto

mehr entferne es sich von jenem Unikum, welches das Selbst des Schreibenden ist, seine innere Aufrichtigkeit, die Entdekkung der eigenen Wahrheit. Im Gegenteil, antworte ich, wer sind wir denn, wer ist denn jeder von uns, wenn nicht eine Kombination von Erfahrungen, Informationen, Lektüren und Phantasien? Jedes Leben ist eine Enzyklopädie, eine Bibliothek, ein Inventar von Objekten, eine Musterkollektion von Stilen, worin alles jederzeit auf jede mögliche Weise neu gemischt und neu geordnet werden kann.»

Elisabeth Binder

[1] Hanno Helbling: Tristans Liebe. Abendstücke. Piper-Verlag, München 1991.

Die Rätoromanen in der Literatur

Die umfangreiche Darstellung *Die Rätoromanen. Ihre Identität in der Literatur* von *Gion Deplazess* [1], die hier angezeigt wird, begnügt sich nicht damit, in chronologischer Reihenfolge zu verfahren. Wie schon der Untertitel belegt, geht es dem Verfasser viel mehr darum, die Identität der Rätoromanen darzustellen, wie sie sich in der Literatur spiegelt. Dabei handelt es sich, wie wir gleich festhalten wollen, nur um die Bündnerromanen; die Dolomitenladiner und die Romanen des Friauls sind nicht mitberücksichtigt. Der zeitliche Rahmen ist allerdings so umfassend wie nur möglich, reicht er doch von den ersten Zeugnissen schriftlicher Literatur im 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die sogenannte Oralliteratur, wie sie in den (inzwischen gedruckten) Märchen und in den Volksliedern bei den Rätoromanen besonders reichhaltig zu finden ist, blieb ebenfalls ausgeschlossen [2]. Beide Beschränkungen sind angesichts der Materialfülle durchaus verständlich und hier nur zur Präzisierung erwähnt. Aber vielleicht hätte bei der Definition des Begriffs «Rätoromanisch» im Einleitungskapitel doch darauf hingewiesen werden können, dass dieser in der wissenschaftlichen Literatur sehr oft auch die beiden anderen Sprachgebiete mit einschliesst [3].

Voran ein paar Worte zum Autor: Geboren 1918 in Surrein (Gemeinde Sumvitg; in der Nähe von Trun), studierte er Geschichte und deutsche Literatur und war dann Conrektor am Gymnasium in Chur. Daneben hat er einige Jahre als Lehrbeauftragter für rätoromanische Sprache und Literatur an der Universität Zürich und der Handelshochschule St. Gallen gewirkt. Ein Vierteljahrhundert lang präsidierte er die *Societad Retorumantscha*, die sich der wissenschaftlichen Erforschung des Rätoromanischen widmet. In zahlreichen Publikationen und durch die Herausgabe ihrer Werke hat er sich für die Autoren der Rätoromania eingesetzt. Ihre Anliegen vertritt er auch bei der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften, deren Vorstandsmitglied er ist. Daneben trat er selber des öftern als Verfasser von Erzählungen, Romanen, Gedichten, Hörspielen und Hörfolgen hervor. Eine seiner umfangreichsten jüngeren Publikationen ist die in *Rumantsch grischun* (der neuen Standardsprache für den Schriftgebrauch) erschienene Übersicht

Funtaunas. Istorgia da la litteratura rumantscha per scola e pievel, die sich ebenfalls auf die Schweiz beschränkt, aber rein chronologisch vorgeht und viel mehr Gewicht auf ausführliche Quellenzitate legt [4].

In den zwei Einleitungskapiteln befasst sich Deplazes zunächst allgemein mit dem Begriff Identität und den Erscheinungen von Identitätswandel, -krise und -verlust, dann mit den Aspekten der rätoromanischen Identität und deren Dasein in Schule, Kirche, Gemeinde und in den Massenmedien. Hier finden wir eine Übersicht über die rätoromanische Presse, die heute noch aus vier Zeitungen besteht, welche ein oder zweimal in der Woche erscheinen. Ebenso findet sich ein Überblick über die Entwicklung der rätoromanischen Radio- und Fernsehsendungen. Auffallend ist, dass selbst dort, wo von den Plänen einer einheitlichen rätoromanischen (Tages-) Zeitung die Rede ist, die Frage der Akzeptanz des *Rumantsch grischun* – sie ist, wie Deplazes selber ganz am Schluss feststellt, *«auf die Dauer entscheidend»* – nicht näher behandelt wird.

Der Hauptteil des Buches umfasst sieben Abschnitte. In jedem von ihnen wird ausführlich dargestellt, wie sich das entsprechende Thema in der Literatur spiegelt. Es kann daher durchaus vorkommen, dass ein einzelner Autor mehrmals behandelt wird. Zitate finden sich meist in der Originalsprache, mit einer deutschen Übersetzung am Fuss der Seite. Wenn jedoch der Lesefluss dadurch zu stark gestört wird, ist auch einmal die Übersetzung gleich im Text und das Original dann in der Fussnote – also ein durchaus leserfreundliches Verfahren. Dort, wo von rätoromanischen Texten Übersetzungen in schweizerischen Mundarten bestehen, was gelegentlich vorkommt, werden diese herangezogen.

«Stetes Bemühen um eine nationale Identität» heisst der erste Abschnitt. Hier werden etwa die ersten Bibelübersetzungen behandelt, nämlich *Jachiam Bifruns* Übersetzung des *Neuen Testaments* in das Romanische des Engadins (1560), oder *Gian Travers* mit seinem Epos *Chianzun dalla guerra dagl Chiaste da Müs* (1527), das die Umstände der Gefangenschaft des Autors in Musso am Comersee nach einem Feldzug nach Pavia schildert. *Gion Antoni Bühler* versuchte an einer Lehrerkonferenz im März 1867 Richtlinien zu einer Vereinheitlichung der Dialekte aufzustellen, doch scheiterte er ebenso wie der Versuch, mittels der kurz zuvor gegründeten und als überregional gedachten *Società Retorumantscha* die Romanen zu einen. Deplazes' in diesem Zusammenhang erhobene Feststellung: *«Der Regionalismus war also noch immer stärker als eine gemeinsame Identität oder ein romanisches Nationalgefühl»*, gilt eigentlich bis heute. Als Sammler und Animator wird *Caspar Decurtins* genannt, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine vierzehnbändige *Chrestomathie* herausgab, und damit *«unvorstellbar vieles (...) in allerletzter Stunde gerettet»* hat. (Sie ist 1982–85 im Churer Octopus Verlag im Reprint herausgegeben worden, ergänzt duch einen Registerband, Società Retorumantscha, 1986.) Von *Giachen Hasper Muoth* (1844–1906) wird nicht nur der *«nie verstummende Aufruf an das romanische Volk» Al pievel romontsch «Stai si, defenda, / Romontsch, tiu vegl lungatg»*, sondern auch verschiedene Balladen und das Nationalepos *Il cumin d'Ursera* behandelt, das *«die geschichtlich nachweisbaren Auseinandersetzungen des Klosters Disentis (1425) mit den Urnern um Besitz*

und Herrschaft im Tal von Ursern in eine sprachliche Auseinandersetzung» umfunktioniert.

Im zweiten Abschnitt finden wir die literarischen Spiegelungen der *Randulins,* jener Engadiner, die wie Schwalben *(randulins)* jeweils für den Sommer aus ihren oberitalienischen Arbeitsplätzen, wo sie vor allem als Zuckerbäcker tätig waren, in ihre Heimat zurückkehrten. Umgekehrt gingen die Kinder aus der Surselva und dem Gebiet um Elm und Bonaduz den Sommer über ins Schwäbische; sie hiessen die *Schuobacheclers* (Schwabenkegel) oder *Schuobaländer.*

Das umfangreichste Kapitel gilt dem *Puer suveran,* dem Freien Bauer, wie er in *Gion Antoni Huonders* gleichnamigem Gedicht von 1864 gepriesen wird. Unmöglich, hier auch nur die Hauptwerke zu nennen, die sich diesem Thema in unterschiedlichster Form widmen. Der Wandel der Einstellung zum Bauernleben wird aufs eindringlichste geschildert. Da geht es um die kämpfende Kuh *(La vacca pugniera*, Erzählung von *Giachen Michel Nay* von 1902) oder um *La vacha cranzla* (die Kuh mit den weit ausladenden Hörnern 1924) in der Erzählung von *Schimun Vonmoos*: zwei exemplarische Beispiele über den Wandel der Landwirtschaft, der natürlich nicht nur in diesen beiden Titeln, sondern in den meisten Werken der in diesem Abschnitt behandelten Autoren zum Ausdruck kommt. Zu den genannten drei kann Deplazes noch zehn weitere hinzufügen – bis zu *Theo Candinas*, der mit *Il pur sil motor* die Grenzen einer ungestümen Motorisierung persifliert [5].

Mit einigen andern Themenkreisen vermag Deplazes die Identität der Rätoromanen und deren Wandel am Beispiel der Literatur mit feinem Gespür nachzuweisen. Sie seien – ohne dass wir hier auf einzelne Namen eingehen können – mit den entsprechenden Überschriften erwähnt: Jagd und Fischerei – Tourismus und Hotellerie – Der Arbeiter und die soziale Frage. Bei einer weitern Gruppe von fünfzehn (teils schon zuvor erwähnten) Autoren, deren Werke in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschienen, untersucht Deplazes den *«literarischen Umbruch in der pluralistischen Gesellschaft»*. Wie überraschend gross die Zahl der rätoromanischen Autoren ist, zeigt sich, wenn der Verfasser am Schluss fast vierzig Namen noch lebender Schriftsteller aus der älteren, mittleren und jüngeren Generation nur noch mit kurzen Hinweisen erwähnen kann.

Das Buch stellt wohl die Literatur der Rätoromanen auf fesselnde Art dar; aber indem gleichzeitig die Frage nach der Identität der Romanen des Kantons Graubünden im Spiegel der Literatur untersucht wird, erfahren wir mehr von der Mentalität und Lebensweise dieser Landsleute, und zugleich ist der ganze Fragenkomplex, in einer Zeit, wo allüberall Minderheiten ihre Rechte geltend machen, bis zu einem gewissen Grad auch allgemein exemplarisch für die Probleme von Minderheiten.

Christian Jauslin

[1] Deplazes, Gion, *Die Rätoromanen. Ihre Identität in der Literatur,* Desertina Verlag, Disentis 1991, 568 S. Illustriert. – [2] Leza Uffer weist darauf hin, dass im Band «Schweizer Volksmärchen» der Reihe «Märchen der Weltliteratur» bei Eugen Diederichs «die Rätoromanen so stark vertreten sind, wie die drei andern Sprachgebiete des Landes zusammen». (Leza Uffer, Die rätoromanische Literatur in der Schweiz, in: Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Die zeitgenössischen Literaturen in der Schweiz, Zürich/München 1974) Das ist allerdings zu korrigieren: der Anteil ist ungefähr gleich stark wie jeweils bei den andern Sprachgebie-

ten. Es gibt daneben allerdings einen eigenen Band «Rätoromanische Märchen» der allein nochmals fast soviele bündnerromanische Texte enthält wie der Gesamtschweizerische insgesamt. – [3] Der Begriff rätisch/rätoromanisch deckt ursprünglich tatsächlich nur das Gebiet Alt Fry Rätiens bzw. des Kantons Graubünden und ist damals auch durch Churwelsch (von Kauderwelsch) ersetzt worden; so wird er meist auch heute in der Schweiz verstanden. «Im 19. Jh., als man an eine Verwandtschaft mit den Dialekten des Dolomitenraums und des Friauls zu denken begann, wurde er jedoch auf diesen ausgedehnt und mit einer Assoziation an die antiken Räter belastet». Seither besteht Uneinheitlichkeit in der Forschung. Vgl. den Forschungsbericht «Rätoromanisch in der Diskussion: 1976–1985» von Günter Holthus/Johannes Kramer in «Raetia antiqua et moderna», Festschrift W. Th. Elwert, Max Niemeyer, Tübingen 1986, S. 1–88, hier S. 3) R. R. Bezzolas engadinisch geschriebene bisher umfangreichste Literaturgeschichte «Litteratura dals Rumauntschs e Ladins», Chur, 1979, (die in diesem Buch des öftern als Kronzeuge zitiert wird) versteht beispielsweise unter «Ladinisch» nicht – wie hier Deplazes – nur das Engadinische, sondern auch die ausserbündnerischen Gebiete. – [4] Tom 1, Dals origins a la refurma. 125 p.; Tom 2, Da las refurmas a la revoluziun franzosa, 150 p.; Tom 3, Da la revoluziun franzosa a l'avertura litterara, 270 p.; Lia rumantscha, Cuira 1987–1990; Tom 4, Litteratura contemoporana ist auf Jahresende zu erwarten. – [5] Im Rahmen einer Ausschreibung für Hörspiele zum Thema Schweiz von Radio DRS konnten 1991 auch zwei rätoromanische Werke realisiert werden, eines davon, das das hier angesprochene Thema wieder aufnahm, deutsch und romanisch: Theo Candinas beschreibt in seinem dreiteiligen Stück *Il pur suveran* die wechselnde Abhängigkeit des «freien Bauers» vom Kloster bis zur modernen Subventionsdemokratie.

Verstärktes Sprachbewusstsein der Rätoromanen?

Je nachdem wie genau man unterteilen will, besteht das Rätoromanische Graubündens aus drei oder fünf verschiedenen Idiomen, die alle ihre eigene Schriftform haben, in der Surselva (Oberrhein) unterscheidet man sogar eine katholische und eine protestantische Schreibweise. Die Dachorganisation der Sprach- und Kulturverbände *Lia Rumantscha* verpflichtet sich in ihren Statuten, in den geraden Jahren die engadinische Form *Lia Rumantscha*, in den ungeraden die surselvische *Ligia Romontscha* voranzustellen. Im mündlichen Verkehr verwenden die Romanen der älteren Generation aus verschiedenen Regionen die deutsche Sprache, da sie behaupten, die jeweils andere Form des Romanischen nicht zu verstehen – was längst wiederlegt ist: seitdem Radio DRS täglich mehr als sechs Stunden in Graubünden rätoromanische Sendungen ausstrahlt und dabei jeder Sprecher sein eigenes Idiom verwendet, sind manche Hörer überrascht, dass sie andere Idiome eben doch verstehen. Kein Wunder, dass hier Versuche, eine einheitliche Form wenigstens für den amtlichen Schriftverkehr zu finden, auf Schwierigkeiten stossen. Aber soll man etwa beim Schweizer Pass neben dem deutschen, französischen und italienischen Namen unseres Landes noch rätoromanische Formen aufdrucken? Seit der Romantik, als Pater *Placidus a Spescha* 1820 erstmals dazu ansetzte, gab es mehrere

Versuche, zu einer Einheitssprache zu kommen, doch scheiterten sie alle daran, dass sie jeweils aus einem Teilgebiet kamen und schon darum für die andern nicht akzeptabel waren. Anfangs der achtziger Jahre dieses Jahrhunderts hat der Zürcher Romanist *Heinrich Schmid* eine «Kompromisssprache» entwickelt. Bei diesem *Rumantsch grischun* hat man *«wo immer möglich die der Mehrheit der drei Schriftvarianten gemeinsame Form gewählt»*. Seither kann der Bund wenigstens die seit 1938 in der Bundesverfassung bestehende Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache im Amtsverkehr vermehrt in die Tat umsetzen. PTT und SBB sind von ihrer Germanisierungspolitik – die beiden Institutionen vor allem waren schuld, dass die meisten romanischen Ortsnamen in deutscher Fassung verwendet wurden – abgekommen, und sowohl im Kursbuch der SBB wie im Bündner Telephonbuch (Nr. 18) finden wir heute romanische Erläuterungen und im letzteren zusätzlich einige Seiten *«Übersetzungen der meist verwendeten Ausdrücke»*, wobei sogar, wie im Adressteil auch, die einzelnen Idiome berücksichtigt werden. Bei *Langenscheidts Wörterbuch* gibt es seit 1989 einen Band *Rätoromanisch*, der auch einen Überblick über die Grammatik enthält [1]. Pass und Banknoten haben nun ebenfalls eine romanische Landesbezeichnung.

Ob das *Rumantsch grischun* sich wirklich durchzusetzen vermag, ist leider nicht sicher. In der Surselva ist die Opposition so stark gewachsen, dass anfangs Jahr von einem *«Initiativkomitee gegen die Verwendung des Rumantsch grischun in den Veröffentlichungen des Bundes»* eine Petition beim Bund eingereicht wurde, die sich gegen die Verwendung dieser Koine-Sprache wendet. Damit bestätigt sich, was *Gion Deplazes* in seinem Buch *Die Rätoromanen* feststellte: *«Der Regionalismus war also* (oder: ist also, der Rezensent) *noch immer stärker als eine gemeinsame Identität oder ein romanisches Nationalgefühl.»* Man wird *Carl Bieler* zustimmen, dass hier letztlich tiefere Gründe vorliegen: *«Das Rumantsch grischun ist in der Surselva gewissermassen zum Prügelknaben für alles geworden, was sich in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Das Verhältnis zu Kirche und Religion, die wirtschaftlichen Grundlagen, die Gesellschaftsstrukturen haben sich auch in dieser Talschaft gewandelt» («Tages-Anzeiger»*, 14.1.1992). Was immer diese Eingabe bewirkt, eines scheint mir sicher: würde der Versuch scheitern, käme als «Amtssprache» für die Rätoromanen wieder nur das Deutsche in Frage, und die Isolation der verschiedenen Sprachgebiete würde wieder vertieft.

Vorläufig besteht kein Grund zum Pessimissmus; denn mindestens eines scheint sicher: Die Frage, ob überhaupt, und allenfalls wie sich Romanisch als vierte Landessprache erhalten lassen kann, ist wieder vermehrt ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gedrungen. Ein verstärktes Sprachbewusstsein ist offensichtlich angeregt worden. Auch scheint ein wachsendes Bedürfnis zu bestehen, sich der Strukturen der einzelnen Idiome wieder stärker bewusst zu werden. Aus eben der Surselva liegen Beweise dafür vor. Obwohl es bereits zwei Grammatiken des Surselvischen gibt, nämlich das *Lehrbuch der Rätoromanischen Sprache* von *Sep Modest Nay* mit dem Titel *Bien di, bien onn!* (1938) und die *Grammatica elementara per emprender igl idiom sursilvan* von *Theo Candinas* (1982, überarbeitet 1986), hat *Arnold Spescha* jüngst eine 700 Seiten starke *Grammatica sursilvana* geschrieben, die

als offizielles Lehrbuch Verwendung findet [2].

Theodor Ebneter, Professor an der Universität Zürich, arbeitet an einem Projekt, *«das heute gesprochene Bündnerromanische in einem synchronischen Schnitt darzustellen»*. Wie weit auch ein solches Forschungsprojekt zur Stärkung des Sprachbewusstseins beizutragen vermag, muss sich weisen. Als erste Publikation liegt jetzt ein *Wörterbuch der Verben des gesprochenen Surselvischen (Oberländischen)* vor [3]. Es geht um die Alltagssprache, genauer: um die gesprochene Alltagssprache, wobei in vierjähriger wöchentlicher Befragung von jüngern Surselvern überprüft wurde, wieweit die einzelnen Verben, welche im *Vocabulari romontsch sursilvan-tudestg* von *Ramun Vieli* und *Alexis Decurtins* aufgeführt sind (2. Ausgabe, Chur 1981), tatsächlich gebraucht werden. Dargestellt werden sie dann durch Satzbeispiele mit deutscher Übersetzung. *«Nur in der Literatur vorkommende Verben und reine Konstrukte aus der ‹Wörterbuchfabrik›* (damit ist wohl die Lia Rumantscha gemeint) *sind nicht aufgenommen.»* Gelegentlich werden präzise Angaben gemacht, wenn sich ein Wort nur in einer Region findet. Zwei Karten zeigen die Grenzen der Kreise und Gemeinden, die zusätzlich in einer Liste den Kreisen zugeteilt sind. Daneben finden sich auch die Bezeichnungen *Cadi* und *Foppa*, die allerdings nirgends näher erläutert werden. Die *Cadi* entspricht dem katholischen Kreis Disentis, während für die *Foppa* doch eine nähere Präzisierung nötig wäre, wird doch dieser Begriff sehr unterschiedlich verwendet und schliesst je nachdem den Kreis Ruis mit ein oder beschränkt sich auf die Landschaft um Ilanz. Auch ist nicht begründet, warum die Gebiete von Flims rheinabwärts, wie meist üblich, nicht mitaufgeführt werden, wenn auch zuzugeben ist, dass dort das Romanische offenbar fast am Verschwinden ist, wie die jüngste Karte in *Funtaunus 1* von *Gion Deplazes* zeigt.

Aufgenommen sind, laut einer Zählung des Verlags, 1042 im Alltag gebräuchliche Wörter, die in 2200 Anwendungstypen widergegeben sind. Es ist sehr wohl möglich (und zu hoffen), dass Arbeiten wie die vorliegende im positiven Sinn dazu beitragen, die gesprochenen Sprachen in ihrer Eigenständigkeit zu stärken, und gleichzeitig bewirken, die Vorurteile gegen eine Standardsprache wie das *Rumantsch Grischun* abzubauen. Falsch wäre es wohl, wenn man den Anspruch erheben würde, diese Sprache als literaturfähig zu bezeichnen; sie soll lediglich als Amtssprache funktionieren.

Christian Jauslin

[1] Langenscheidts Wörterbuch Rätoromanisch. Rätoromanisch–Deutsch / Deutsch–Rätoromanisch. Herausgegeben von der Lia Rumantscha, berarbeitet von Georg Darms, Anna Alice Dazzi und Manfred Gross, Zürich 1989, 634 S. – [2] Arnold Spescha, Grammatica Sursilvana, Casa editura per mieds d'instrucziun, Cuera 1989, 700 S. – [3] Theodor Ebneter, Wörterbuch der Verben des gesprochenen Surselvischen (Oberländischen), Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1991, ausgeliefert durch Desertina Verlag, Disentis/Mustér, XIV, 189 S.

Das Auge und das Ohr im Text

Ohr und Auge: ganz Ohr sind wir nur, wenn wir nicht ganz Auge sind, ganz Auge aber, wenn das Ohr sich schliesst. Diese Antinomie der Sinne charakterisiert unsere moderne Wahrnehmung, sie zeichnet sich dadurch aus, dass die verschiedenen Wahrnehmungskanäle ihr je eigenes Wirklichkeitsprogramm schaffen. War das immer so? Wie schlug sich Wahrnehmung von Auge und Ohr literarisch nieder? Welche Bedeutung hat sie in der Literatur der Goethezeit? Welche Entwicklung lässt sich in der Geschichte der Wahrnehmung ablesen? Wie wird die Sinneswahrnehmung literarisch dargestellt? Diesen Fragen geht der Lausanner Professor für neuere deutsche Literatur, *Peter Utz,* in seiner ebenso originellen, gründlichen wie ergebnisreichen Untersuchung *«Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit»* nach [1]. Seit Plato, so Peter Utz, dominiert das Auge die Sinnespyramide, es bestimmt die Diskussion um die Wahrnehmung und durchzieht die abendländische Kultur wie ein «Urmotiv». Peter Utz analysiert nun nicht einfach den Siegeszug des Auges durch die Geschichte der menschlichen Wahrnehmung, sondern wendet sich dem Abgedrängten, den Trümmern am Rande zu. Ihn interessiert, was auf der Strecke geblieben ist. Literarisch vermittelte Wahrnehmung wird vor allem da von Bedeutung, wo sie in Differenz zur gesellschaftlich normierten Wahrnehmungscode steht und diesen sprengt. Besonders signifikant wird der Diskurs der Wahrnehmung in der Aufklärung: hier setzt eine Sinnlichkeit ein, welche auf Naturbeherrschung aus ist. Das Auge geht vor, – was sich im gewaltigen Fortschritt der Augenheilkunde zeigt. Aufklärung heisst die Augen öffnen, die Heilung von Blinden wird zur aufklärerischen Urszene. Peter Utz untersucht diesen Zusammenhang bei Lessing. Im Mittelpunkt seines Interesses aber stehen Schiller und Goethe. Der Lausanner Germanist analysiert die Veränderung der Sinneswahrnehmung anhand von Schillers Dramen, wendet sich Goethe zu, dessen Werk von einer Zeit geprägt ist, welche die Wahrnehmungsrelation von Subjekt und Objekt problematisiert und schlägt schliesslich, – um die breite Entwicklung gerade in der Gegenüberstellung der verschiedenen literarischen Wahrnehmungskonzepte herauszuarbeiten –, den Bogen zu den Romantikern, wie Brentano, Novalis, E.T.A. Hoffmann, und zeigt ihren je unterschiedlichen Umgang mit den Sinnen, der von der Rekonstruktion des sinnlichen Leibes bei Brentano bis zum Zusammenbruch der Grenzen von Sehen und Hören am Rande des Wahnsinns bei E.T.A. Hoffmann geht.

Pia Reinacher

[1] Peter Utz: Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit. Wilhelm Fink Verlag. München 1990.

Hinweise

Carl Amerys «Konservative Aufsätze»

Walter Jens, der den Band ausgewählter Essays von *Carl Amery* einleitet, schreibt, er habe bei der Lektüre immer wieder an *Erasmus* denken müssen. *«Schärfe und Sanftmut»*, das *«Bodenständige beim Überblicken der Welt»* seien sich ähnlich. Was aber den Titel das Bandes betrifft, *Bileams Esel*, so möchte ihn Carl Amery selbst mehrdeutig verstanden wissen. Der Esel des Propheten sei klarsichtiger gewesen als sein Meister. Wenn der Autor sich selbst als den Reiter sieht, der von der Verdammenswürdigkeit des lebenden Geschlechts überzeugt ist, so wird er von der *«kreatürlichen Barmherzigkeit»*, die ihn umgibt, eines besseren belehrt. Aber er kann sich auch als jenen Esel denken, der von seinem Reiter, *«einer unbarmherzig galoppierenden Zivilisation»*, ins Verderben gehetzt wird und sich dagegen sträubt. Der Fächer der Themen ist breit. Es geht um bayerische Literatur ebenso wie um Politik und Ökologie, um Macht und Ohnmacht der Literatur und um den *«real existierenden Katholizismus»* in Deutschland. Carl Amerys Aufsätze erscheinen im Rahmen der Werkausgabe in Einzelbänden im *List Verlag, München und Leipzig.*

Eine Erinnerung an Madame de Staël

Selma Urfer, die Verfasserin dieses kulturhistorischen Romans mit dem Titel *Liebe in Coppet*, ist mit Kurzgeschichten, Hörspielen und Fernsehspielen hervorgetreten, 1986 erstmals auch mit einem Roman. Jetzt legt sie ein Buch vor, das aus der Sicht einer Zeitgenossin und glühenden Verehrerin der *«femme de lettre», Germaine de Staël-Holstein,* geborene Necker, geschrieben ist. Diese Fanny Randell, eine englische Pastorentochter, wird Gouvernante auf Coppet, wird Mitwisserin aller Liebeswirren und Krisen. Sie kann sich bei ihren Erinnerungen auf ein Tagebuch stützen, das sie selber noch kommentiert. Zeitstimmung, politische und kulturelle Ereignisse, Gestalten aus dem Umkreis der berühmten Frau treten ins Bild, natürlich *Benjamin Constant* und *August Wilhelm Schlegel.* Das etwas exaltierte Wesen der Umschwärmten wird in mancher Szene zur Geltung gebracht *(nymphenburger in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung, München 1992).*

Friedrich Schillers «Räuber» als Faksimile

In der *J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart,* ist – mit einem Nachwort von *Reinhard Wittmann* – das berühmte Schauspiel Friedrich Schillers als Faksimiledruck nach der Originalausgabe erschienen. Das Exemplar des Deutschen Literaturarchivs in Marbach, das als Erscheinungsort und Jahr «Frankfurt und Leipzig 1781» angibt, lässt die Frage nach dem Drucker und dem Verleger offen. Ungefährlich war es 1781 nicht, sich zu diesem Werk als Verlag zu bekennen. Reinhard Wittmann überprüft die bisherigen Forschungsergebnisse und Thesen kritisch und kommt zum Schluss, dass Schiller mit grösster Wahrscheinlichkeit die Beziehungen zu dem Verlagsbuchhändler Johann Babtist Metzler genutzt hat und dass dieser ihm einen Drucker ausser-

halb Württembergs vermittelte. Vermutlich half Metzler auch beim Vertrieb des brisanten Büchleins, das ohne Verfassernamen erschien. Das Laster, schreibt dieser anonyme Verfasser in seiner Vorrede, werde in seiner dramatischen Geschichte *«mit samt seinem ganzen Räderwerk entfaltet.» «Die Räuber»* im Faksimiledruck der Erstausgabe versetzen uns zurück in die Zeiten des Sturms und Drangs.

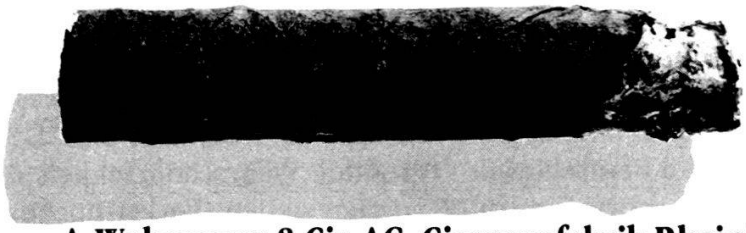
Else Lasker-Schüler — Werke

In der Reihe der Winkler Weltliteratur sind — herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sigrid Bauschinger — Gedichte, Prosa und das Schauspiel «Die Wupper» erschienen, eine repräsentative Auswahl aus dem Werk. Die Herausgeberin, Germanistin an der Universität von Massachusetts, ist ausgewiesen durch frühere Publikationen über die Dichterin, die Gottfried Benn einmal «die grösste» genannt hat, die Deutschland je hatte, die ihre Briefe als «Prinz von Theben» oder «Tino von Bagdad» zu unterzeichnen liebte und die ohne Zweifel in ihrem Schaffen eine Synthese zwischen jüdischer Religiosität, deutscher Romantik und orientalischer Phantasie realisierte, als ihr Volk von den Deutschen verfolgt und vernichtet wurde (Artemis und Winkler Verlag, München 1991).

James Joyce an Sylvia Beach

Sylvia Beachs Buchhandlung und Verlag in Paris, «Shakespeare and Company» genannt, war ein Treffpunkt der internationalen Moderne der zwanziger und dreissiger Jahre. Von entscheidender Bedeutung war Sylvia Beach für James Joyce. Sie hat ihn lanciert, unterstützt und schliesslich die erste Ausgabe des «Ulysses» verlegt. *Mellisa Banta* und *Oscar A. Silverman* haben 1987 den Briefwechsel Joyce–Beach herausgegeben. Jetzt liegt er – in der Übersetzung von Claudia Bodmer und Michel Bodmer – auch in deutscher Sprache vor *(Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1991).*

Für alle Freunde der Natur. Die Cigarren und Stumpen von Wuhrmann werden aus guten und naturreinen Übersee-Tabaken mit Liebe für Liebhaber gemacht.
Zum Beispiel: **Habana Feu.** Der währschafte Stumpen.



A. Wuhrmann & Cie AG. Cigarrenfabrik Rheinfelden.
Cigarren und Stumpen aus naturreinen Übersee-Tabaken.
Lee 80